

T

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

8733

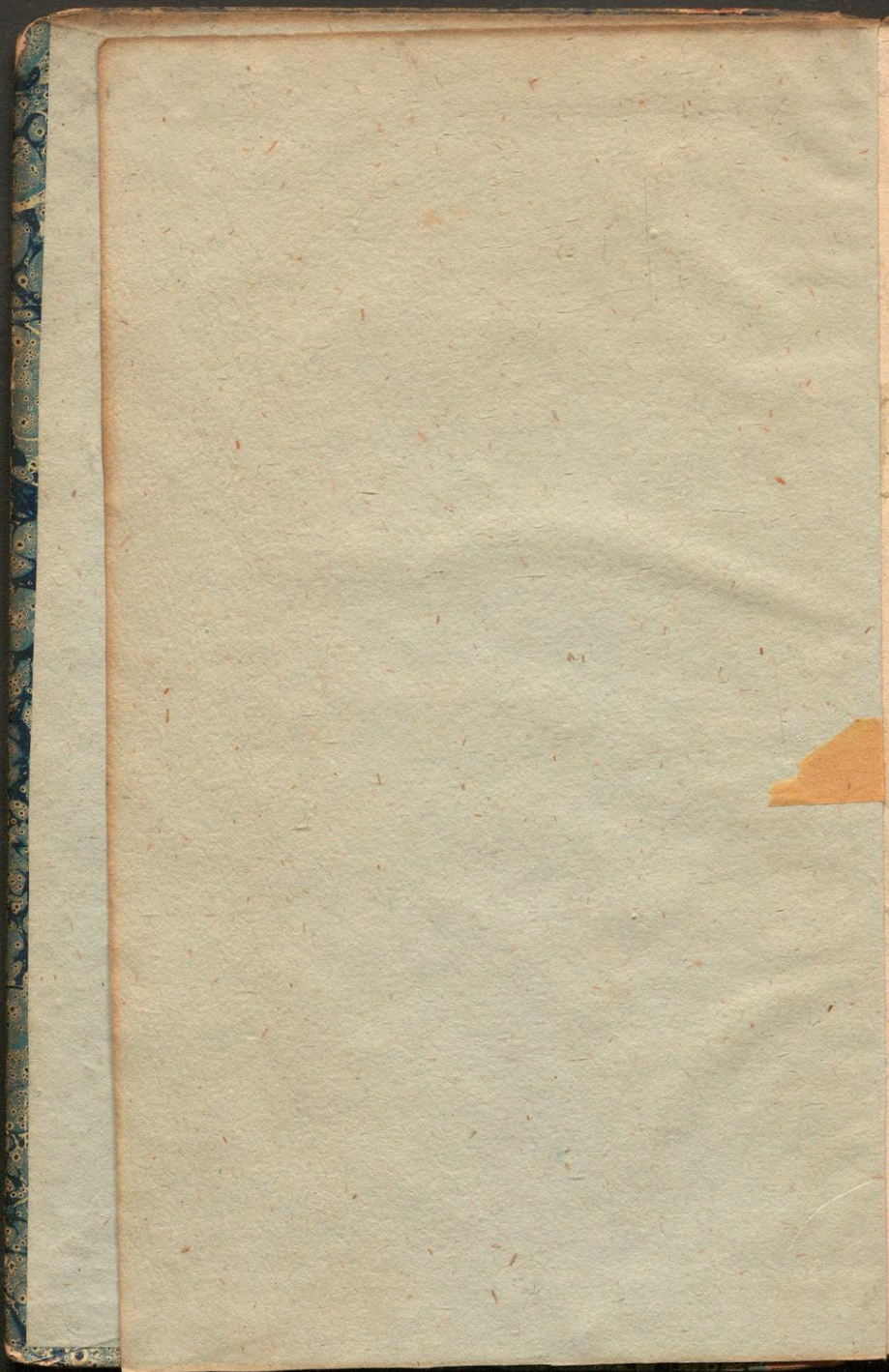
A

MA 9 - SD 25 - 50 - 7611 - 39532 - 45

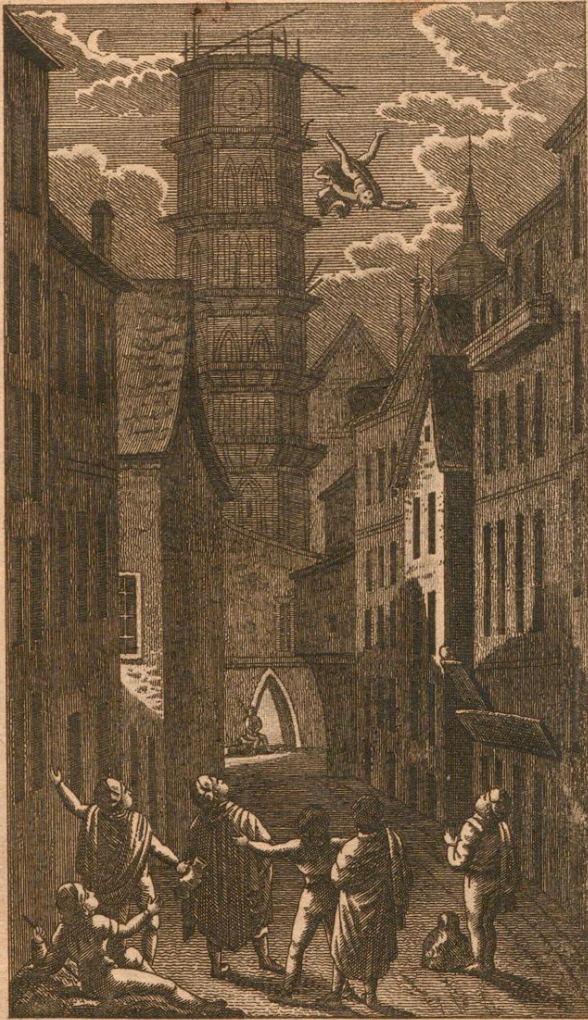
2045.

FII 9

A 8733







— 1777. —

W e r t h m e n s c h l i c h e r Z u g e n d e n .

Eine Sammlung kleiner Novellen
zur Veredlung des Gemüthes; mit vorausgeschick-
ten, passenden Texten aus der heiligen Schrift und
Motto's aus einigen classischen Dichtern.

Zu
Prüfungs-, Firmungs- und Neujahrs-Geschenken,
von
Leopold Schlecht.

Mit einem Titelfupfer.

W i e n , 1836.
Johann Baptist Wallishauffer's
Druck und Verlag.

I n h a l t.

	Seite
Die Gefahr in der Köhlerhütte	1
Der Niagara-Fall	19
Das Kosakenkind	47
Des Neides Folgen	56
Ludwig des Heiligen Ende	63
Macht der kindlichen Liebe	69
Des Sklaven Dankbarkeit	74

1850

1. ...
2. ...
3. ...
4. ...
5. ...
6. ...
7. ...
8. ...
9. ...
10. ...

Text: Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem
soll ich mich fürchten?

Psalm 27. 1.

Die Gefahr in der Köhlerhütte.

Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Kriegers Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich kraht.

Schiller.

Bekannt ist der schwärmerische Eifer der Presbyterianer in Schottland, mit dem sie ihre Grundsätze gegen Karl I. vertheidigten, welcher ihnen die ganze Liturgie, der englischen Episkopalkirche aufdringen wollte, ein Umstand, der lange Zeit hindurch zu blutigen Auftritten Veranlassung gab. Am gefährlichsten für England schien der Zeitpunkt, als jene, übermüthig gemacht durch Karls Geldverlegenheiten und geringe Streitkräfte, sowohl mit regulären Truppen, als in wilden Schwärmen, mit Sensen und Keulen bewaffnet, in England einfielen, und mit Feuer und Schwert gegen Alle wütheten,

welche ihren verbrecherischen Anschlägen nicht beipflichteten. Zügellos war in solch traurigen Katastrophen der niedrigste Volkshaufe, der selbst für Wehrlose und Kinder weder Mitleid noch Schonung kannte.

Schon war die Sonne hinabgegangen am westlichen Küstenfaume und der Himmel begann sich von dem wilden Brande zu röthen, als Warley, ein reicher Gentleman, hart an Schottlands Gränze, die Kunde erhielt, daß sich die fanatischen Horden auch seinem Schlosse nahen, und wirklich bezeichnet der Rauch einiger, in Brand gesteckter Bauernhütten die nahe Ankunft derselben. Verwirrung und Angst bemeisterte sich aller Bewohner des Schlosses, besonders zitterte Warley für seine junge Gattin, welche, wenig bekannt mit der Größe der Gefahr, der Wuth einer erbitterten Volksmenge ausgesetzt werden sollte. In dieser dringenden Noth blieb kein anderer Ausweg, als die Flucht übrig. — Die Auführer erschienen schon nahe am Schlosse, die wenige Dienerschaft floh oder verbarg sich, und nur ein alter Diener blieb bei der Herrschaft zurück, entschlossen, jedes Ungemach mit ihr zu theilen. Warley raffte Geld und einige Kleinodien zusammen, schob sie seiner Betty zu, die mit wankenden Schritten und halb bewußtlos ihrem Gatten folgte, der, mit dem theuren Kinde auf dem Arme, voran-eilte. Durch eine lange Allee führte der Weg nach dem nahen Gebirge; dahin dachte Warley für den Augenblick zu flüchten, und dort den weiteren Rettungsplan zu entwerfen.

Raum waren sie eine Strecke, von Angst beflügelt, fortgeschritten, als sie hinter sich die Stimmen ihrer Verfolger hörten. Warley ermahnte die Gattin und den Diener, den Weg in's Gebüsch einzuschlagen; er selbst ging langsamer, gleichsam seinen Theuren den Rücken zu schützen. In der schrecklichen Erwartung, jeden Augenblick sich vom Feinde ergriffen zu sehen, eilte Betty, ihr Kind unter dem Mantel verhüllt, sammt dem Diener rastlos fort, und, betäubt vom Schreck, gewährte sie nicht, was hinter ihrem Rücken vorging. Nach einer Weile, als die heftige Anstrengung ihre Kraft erschöpft hatte, stand sie still und blickte furchtsam nach dem Gatten zurück. — Er war nicht mehr zu sehen. Sie rief nach seinem Namen, Anfangs nur leise, dann lauter und ängstlicher; aber keine Antwort erfolgte.

Ueber die ganze Gegend lag dumpfes Schweigen; auch von den Verfolgern war kein Laut zu vernehmen. Kalter Schauer durchrieselte ihre Glieder. Sie lauschte mit hörbar klopfendem Herzen, und rief neuerdings bebend den Namen des geliebten Gatten; auch jetzt verhallte ihr Angstruf in der unbewegten Luft, und Todesstille umfing ihr horchendes Ohr. »John,« sprach sie zum Diener, »kehre zurück, suche nach meinem Manne, ob er sich verirrt oder ein Unglück erlitten habe; vielleicht hört er unsere Stimme, und kann nicht folgen. Ich beschwöre dich, kehre nicht ohne ihn zurück!«

Es verstrich eine geraume Weile; aber John kam nicht wieder. Sie rief mit lauter Stimme Gatten und Diener. Angst und Entsetzen schien ihr die Brust zu sprengen; sie schrie mit freischendem Tone

der Verzweiflung, lauter und anhaltender, allein kein bekannter Zuruf drang in ihr Ohr, wohl aber Pferdegetrapp und verworrene Stimmen, die sich ihr naheten. Dadurch aufgeschreckt ergreift sie ihr Kind, und steht horchend; in dem Augenblick bricht im fernnen Hintergrunde ihr Schloß in volle Flammen aus, und schon ziemlich nah' schallt ein lustiges »Mordjo,« der sie verfolgenden Männer. Ohne ihrer recht bewußt zu seyn, stürzt sie, mit flüchtigem Fuße, wie ein scheues Reh, in das Dunkel der Nacht hinein. Die Furcht eilt mit Schlangengeißeln hinter ihr, und so läuft sie ununterbrochen über Wiesen und Felder dahin, bis sie nach langem Umherirren in einem Gebüsch vor Ermüdung zusammenstürzt. Es überfiel sie der Schlaf, in welchem die schrecklichsten Bilder vor ihre Seele traten; sie sah ihren Gatten von den grimmigen Verfolgern gemordet, ihr Kind in den blutbefleckten Händen der Mörder; sie jammerte und bat kniend um Schonung; allein die Grausamen faßten sie am Arm und schleppten sie zur Leiche ihres Gatten. Sie sträubte sich — schrie — und erwachte.

Als sie die Augen aufschlug, erblickte sie eine schwarze, herenartige Gestalt, die mit einer kleinen Laterne ihr forschend in's Gesicht leuchtete. Das düstere Licht warf einen matten Schein auf die Gestalt, deren beruhte Gesichtszüge widrig aus der schwarzen Vermummung hervor grinseten; neben bei stand eine ähnliche Mannsgestalt gleichgiltig, mit verschänkten Armen, und mit einem tief in's Gesicht herabgedrückten Krempeuhute; seitwärts erscholl das Geclapper eines Pferdegeschirres und Gerassel von Ketten. »Hi, Hi!« sicherte die Alte gegen die männliche

Gestalt; »sagt' ich's nicht, sie lebe!« „»Das schiert mich wenig,«« versetzte der Mann mit rauher Stimme, und wandte sich unwillig hinweg. Betty langte, mit dem starren Blicke des Entsetzens, nach ihrem Kinde. »Erschreckt nur nicht,« flüsterte ihr die Alte zu, »der Bursche ist immer ein Murrkopf; spricht nur, wie Ihr hierher gekommen, und ob Ihr krank seid?« Diese Worte gaben Betty mehr Muth. »»Wenn unter dieser Hülle ein Herz schlägt, das menschlich fühlt, o so habt Erbarmen mit einer unglücklichen, verfolgten Mutter und ihrem hilflosen Kinde; bringt uns nach einem sichern Zufluchtsorte!«« Die Alte leuchtete ihr ins Gesicht, als wollte sie in den Zügen desselben, das Maß für ihre menschenfreundliche Handlung auffinden, und schon voraus den Lohn für einen ungewöhnlichen Edelmuth darin lesen. »Recht fein und schmuck; das wäre jammer schade!« somit wendete sie sich zu dem fern stehenden Sohne, und sprach einige Minuten mit ihm. Hierauf trat er näher, führte Betty zu den seitwärts stehenden Köhlerfarren, auf welchem die Alte mit der düstern Laterne stand; hob sie in denselben, indem er ihre Furcht, durch den unwillig ausgestoßenen Zuruf: »Es wird Euch kein Leid widerfahren!« zu beschwichtigen suchte. Betty saß im Hintertheile des Wagens, sie hielt ihr schlummerndes Kind im Schooße; vorn saß die Alte neben dem mürrischen Burschen, und der hagere Gaul trabte langsam fort in die nachtumhüllte Gegend.

So verging allmählig die Nacht, und es war schon heller Morgen, als sie tief in einem Walde zwischen felsigen Gebirgsschluchten vor einer Köhler-

hütte Halt, machten. Zwei beruhte Bengel sprangen freudig aus der Hütte, und standen bei dem Anblick der Fremden verblüfft still. »Die Buben meiner Base,« sprach die Alte, und verzerrte beifällig lächelnd die Gesichtszüge, daß Betty schauernd zusammenfuhr. »Wo ist der Vater?« rief ihnen jene zu. »In dem Walde!« war die Antwort Beider, wie aus Einem Munde. Die Alte hob nun Betty vom Karren, und führte sie in die Hütte, wobei die Buben, neugierig gaffend, nicht von der Seite wichen; sie brachte Brot und Milch herbei, und verlangte nun ernstlich zu wissen, wer sie sei, und wie sie in den elenden Zustand gekommen, ob sie wohl auch von der verhaßten englischen Kirche sei? Diese Aeußerung gab der Unglücklichen die ganze Größe der Gefahr zu erkennen; sie hob daher flehend die Hände und bat, des unschuldigen Kindes Willen, um Schonung, und erzählte ihr Unglück mit kurzen rührenden Worten. In diesem Augenblicke schlugen ein Paar Rüden an, und sprangen durch die halbgeöffnete Thür mit freudigen Bewegungen des Körpers ins Gemach; ihnen folgte eine lange hagere Gestalt, mit finstern Angesichte; über seine aschgraue Jacke hing eine Flinte, im Gurte steckte ein breites Jagdmesser, und in der Rechten trug er einen frisch geschossenen Hasen, von dessen Balg noch Blutstropfen herabträufelten. Er warf einen finstern Blick auf die Unglückliche, und die vierbeinigten Begleiter fletschten knurrend die Zähne; Betty zitterte, und das Kind umklammerte weinend die Mutter.

Die Alte führte ihren Mann hinaus und sprach lange mit ihm; endlich erschien er mit ruhiger Mie-

ne, und winkte Betty, ihm zu folgen. Ihr Kind auf dem Arme schritt sie ängstlich und erwartungsvoll hinter ihm her. Eine kleine Strecke vor der Hütte führte ein schmaler, steinigter Pfad tiefer in den Wald und aufwärts zwischen Gesträuch und Felsen. Mit jedem Schritte klopfte der Unglücklichen das Herz lauter, und wie die Wildniß schauerlicher wurde, wuchs ihre Angst. Nach einer halben Stunde ungefähr standen sie vor einer halbverfallenen Köhlerhütte; der Führer öffnete sie, und sprach im Tone der Gutmüthigkeit: »Ihr habt uns um Hülfe angefleht, die soll Euch werden; allein Ihr seyd der englischen Kirche zugethan, — in meiner Hütte darf ich Euch nicht behalten, denn sie ist den Versammlungen der Rechtgläubigen hiesiger Gegend gewidmet. Hier mögt Ihr wohnen, so lang es Euch gut dünkt. Nur müßt Ihr Köhlerkleider tragen, Euch ja nicht weit von der Hütte hinweg begeben, denn innerhalb einigen Tagen versammeln sich hier die Wald- und Gebirgsbewohner aus der Runde von mehreren Stunden zum erneuerten Einsatze auf Englands Boden, und ich könnte Euch nicht retten.« — In Betty's Herzen dämmerte ein Strahl von Hoffnung. Sie drückte ihre Geldbörse in die rauhe Hand des Schüfers. Schweigend hob dieser ein Bret aus der, dicht an die Felsen gebauten Rückwand der Hütte, und zeigte ihr eine kleine Felsenhöhle. »Dahin mögt Ihr Euch verbergen, wenn Euch Gefahr droht!« Somit entfernt er sich. Bald darauf erschien die Alte mit Speisen und Kleidern. Betty in ärmliche Köhlertracht gehüllt, und im Gesichte durch Kohlenstaub unkenntlich gemacht, nahm mit

traurigem Herzen Besitz von der dürftigen Köhlerhütte. Sie benützte den Wink des Köhlers, bereitete in der verborgenen Felsgrotte das einfache Strohlager für sich und ihr Kind, und verbarg daselbst sorgfältig die Diamanten, welche sie seit dem Augenblicke ihrer Flucht bei sich trug.

Als die Metamorphose vor sich gegangen, sank sie bethend nieder, dankte dem gütigen Weltenlenker für ihre Rettung, und bat um Trost und Schutz für sich und ihren schlummernden Engel. Es vergingen einige Tage, die sie dem stillen Andenken ihres Gatten weihte, unter Entwürfen für die Zukunft, und unter Thränen und Gebethen zubrachte. Die Gegend wimmelte von Presbyterianer-Bauern; schottische Krieger sammelten sich in den Gebirgen, von ihrem Feldgeschrei und dem Lärmen bei den Waffenübungen erzitterten die Felsen, während die unglückliche Betty, wie ein Lamm unter reißenden Wölfen verborgen lag.

Nun ist es Zeit auf Warley unsere Blicke zu wenden. Derselbe war bei der Flucht absichtlich zurückgeblieben, und hatte sich mit edler Selbstaufopferung den Verfolgern in die Hände geliefert, um sie von weitem Nachsuchungen abzuhalten, und so Weib und Kind zu retten, die sonst mit ihm unter den niedrigsten Entehrungen eine Beute des Todes geworden wären. Ehe also die arglos fort-eilende Betty zurückblickte, war er schon ergriffen, und nach seinem Schlosse hingeschleppt, wo er den traurigen Zeugen all der Gräuel und Ruchlosigkeiten abgeben mußte, die blinder Wahn und Raserei

zu ersinnen im Stande ist. Es blutete sein Herz; die Angst um das Schicksal seiner Theuren zerwühlte seine Brust, und doch durfte er den marternden Gefühlen weder durch Klage noch Seufzer Luft machen, um die auf den rauchenden Trümmern jubelnden Horden nicht zu Mißhandlungen zu reizen.

Am folgenden Tage wurde er nach dem Staatsgefängniß zu Edinburg abgeführt. Er schauderte und beschloß, Alles zu versuchen, der drohenden Schmach zu entgehen; wenigstens lebend sollten sie ihn nicht dahin bringen. Nicht weit vom Schlosse fand man den Leichnam des Dieners, der vermuthlich von den herumstreifenden Scharen war gemordet worden; dieser Anblick erfüllte ihn mit Entsetzen, denn es drang sich ihm die schaudervolle Gewißheit auf, daß auch Betty unter den Händen der Wütheriche gefallen sei; kraftlos stürzte er neben der Leiche zusammen. Seine bewaffneten Begleiter schienen Mitleid zu fühlen, sie befreiten ihn der schweren Fesseln, und bewiesen mehr Schonung. Warley schöpfte Hoffnung, und baute hierauf seinen Rettungsplan. Er stellte sich fortwährend matt und krank, und wankte, nur auf einen seiner Begleiter gestützt, weiter.

Einmal, als man in dem Hofraume einer mit Soldaten angefüllten Herberge übernachtete, die Krieger am Wachfeuer allmählig einschliefen, nahm auch er den Schein eines tiefen Schlafes an, während der wachhabende Soldat sich ebenfalls vom Schlummer überraschen ließ. Warley hatte an einem spitzigen Stein unbemerkt die Bande seiner Hände getrennt; er ersah den günstigen Augenblick, erkletterte die niedere Mauer, und war mit einem Sprunge im Freien.

Nun lief er auf's Geradewohl dem fernen Gebüſche zu, hörte aber bald das Lärmen und Schießen ſeiner Verfolger. Das Gebüſch hing mit einem nahen Walde zuſammen; dort beſtieg er eine Eiche, verbarg ſich zwiſchen den dicht belaubten Zweigen, um den Händen ſeiner Feinde zu entgehen, welche bald darauf in großer Anzahl das Gehölz durchſuchten. Den größten Theil des Tages brachte er auf dem Baume zu, gegen Abend ſetzte er ſeine Wanderung fort, indem er keine andere Nahrung hatte, als einige Waldbeeren. Der Gegend unkundig, mußte er ſich verirrt haben, denn am Abend des folgenden Tages gewahrte er ſich nahe an dem Orte, von wo er geſüchtet, und erblickte vor ſich eine Schar ſchottiſcher Krieger. Schnell kehrte er um, lief gegen das waldige Gebirg, von dem er hergekommen, und wohin ihm eben ſo raſch die Soldaten folgten. Nur das einbrechende Dunkel, der mit Gewitterwolken umzogene Himmel entrückte ihn den Augen derſelben; an ſeiner Rettung verzweifelnd, eilte er aufwärts, bis er durch die Zweige ein Licht in der Ferne erblickte, wohin er, vom Angſtſchweiß und Regen durchnäßt, die ermüdeten Schritte lenkte.

Eines Abends, als die kriegeriſchen Horden größtentheils abgezogen waren, lag Betty, für ihren Gatten im Gebethe, auf den Knieen; ihr Kind ſchlummerte in der Grotte, die Lampe brannte düſter auf dem Tiſche, draußen plätscherte Regen, und ein Gewitter drohte loszubrechen; da klopfte es an der Thür der Hütte und eine Stimme heiſcht Einlaß. Betty erſchrückt, und bleibt lange zweifelhaft. Das

Pochen wird anhaltender, die Stimme kläglich. Eine leise Ahnung hurchzuckt ihr Herz, eine unwiderstehliche Gewalt zieht sie an die Thür, sie öffnet, und ein Mann stürzt herein mit dem Ausdrücke des Entsetzens; seine Haare sträuben sich empor, schein rollen die Augen, alle Fiebern beben. Betty betrachtete dieß lebendige Abbild des Schreckens und Jammers, und stürzte mit einem lauten Schrei bewußtlos in desselben Arme. Es war — Warley, ihr Gatte; das Licht ihrer Lampe hatte seine Schritte hierher geleitet. — Ueberrascht durchforschte er die berußten Flügel des jungen Weibes; erst die Stimme der Wiedererwachenden gaben ihm Gewißheit. »Um des Himmels Willen, Betty,« schrie er, »wie kommst Du hierher? in dieser Gestalt? wo ist unser Kind? in welcher Gegend sind wir?« — Betty erzählte ihr Schicksal, die Angst und die Leiden, die sie geduldet, und wie die Köhler ihr eine Zufluchtsstätte bereitet hatten. Bei jedem Worte wuchs Warley's Besorgniß, und händerringend rief er aus: »Euseklich, so sind wir auf schottländischem Boden, mitten unter unsern erbittertsten Feinden, ihrer Rache Preis gegeben! Deine bisherigen Schützer sind vielleicht jezt schon unsere Verräther. Lösche schnell die Lampe, denn führt des Lichtes Schein die Schritte meiner Verfolger, wie die meinen, hierher, so sind wir rettungslos verloren!« und nun machte er seine Gattin in gedrängter Kürze mit seinem Schicksal und seiner Befreiung bekannt. Betty löschte die Lampe aus, zog den Staunenden mit sich in die Felsgrotte, und schob sorgfältig den Balken vor.

Das Gewitter war indessen näher gezogen,

Blitze leuchteten, der Donner rollte, mächtig verstärkt durch das Gebirgsecho, und Regen strömte herab. Plötzlich geschieht ein Schuß, und mehrere Schläge folgen an die Thür der Hütte, die nach langem heftigen Pochen gewaltsam erbrochen wurde. Herein stürmten zehn Männer, sämmtlich furchtbaren Ansehens, mit Schwertern und Feuergewehren bewaffnet. »Sahst du nicht auch das Licht,« sprach Einer; »hierher muß er geflohen seyn,« versetzte ein Anderer, »sonst hatte er keinen Ausweg; laßt uns Nachsiche halten!« Sogleich machten sie Licht, und durchsuchten unter Verwünschungen über das Gewitter, und den entflohenen Gefangenen alle Theile der Hütte von Innen und Außen, während Warley und Betty in ihrem verborgenen Aufenthalte vor banger Furcht, entdeckt zu werden, kaum zu athmen wagten. — »Zünden wir das Nest an,« rief Einer, »der Köhler Morton, unten im Thale, gibt uns einen Imbiß; die Blitze und das Feuer der Hütte werden den Weg dahin beleuchten!« Man rüstete sich, diesen Vorschlag in's Werk zu setzen, als das Kind erwachend in lautes Weinen ausbrach. Schwebten die Unglücklichen in ihrer Höhle schon durch die beabsichtigte Brandlegung in Todesgefahr, so waren sie jetzt augenscheinlich verloren. »Hörtet ihr's?« flüsterte Einer, »dort aus der Rückwand kam der Laut!« Alle richteten die Blicke dahin; Einer ergriff die Axt und hieb gegen die Wand, welche hohl ertönte. In diesem Augenblicke fuhr des Blitzes Feuer über die Hütte, ein schrecklicher Donnerschlag machte zu gleicher Zeit die Erde beben, die Hütte brannte am Gibel hell auf; Warley und seine Gattin lagen betäubt.

Als Beide ihrer Sinne wieder mächtig wurden, herrschte dicke Finsterniß, alles war still geworden, nur ferne murrte des Donners Stimme noch. Die Flüchtlinge wagten es nicht, hervor zu treten, bis der Morgen anbrach. Das Feuer hatte einen Theil des Daches verzehrt, war aber durch die Gewalt des Regens gelöscht worden, denn der Boden schwamm im Wasser, und am Eingange lagen zwei ihrer nächtlichen Gäste todt, vom Blitze getroffen.

Während sie, der Vorsehung im Herzen für ihre Rettung dankend, die Gräuelszene betrachteten, erschien der alte Köhler, der sich nicht wenig über den fremden Mann wunderte, und noch mehr, daß Betty lebe, denn nach der Erzählung der Männer, die zu ihm geflüchtet waren, jedoch aus abergläubischer Furcht sich mit dem Frühesten aus der Gegend entfernt hatten, vermuthete er, Betty sei sammt ihrem Kinde eine Beute des Todes. Warley erklärte sich dem Köhler als Betty's Gatte, den der Vorsicht Walten nach manchen Drangsalen hierher geführt, und beschwor ihn, indem er ihm ein Paar kostbare Steine anbot, ihn sammt Gattin und Kind nach London zu schaffen. Der Köhler stand eine Weile nachdenkend, warf durchdringende Blicke auf Warley, dann sprach er, indem er die Steine mit der Miene der Geringschätzung zurückschob: »Ihr seid Ketzer; aber ich will mich Eurer um des unschuldigen Wurmes willen erbarmen, wenn Ihr thut, was die Nothwendigkeit von Euch verlangt.« Warley versprach, sich auch dem Schwierigsten zu unterziehen, und der Köhler winkte Beiden nach seiner Hütte zu folgen, wo auch Warley zum Köhlerburschen umgewandelt wurde.

Gegen Abend standen zwei mit Kohlen beladene Wagen vor der Hütte; den einen bestieg der alte Köhler mit Warley, der dessen Knecht vorstellte, den andern des Köhlers mürrischer Sohn mit Betty, die als sein Weib gelten sollte. Sie fuhren die ganze Nacht durch waldige Gegenden fort, erblickten zahlreiche Wachfeuer der aufrührerischen Horden, ohne etwas Uebles zu erfahren. Erst am Morgen hielten sie an einer einsam stehenden Schenke. Beim Eintritt erkannte Warley sogleich zwei jener Verfolger, denen er entsprungen war, auch diese betrachteten die Züge des vermeintlichen Köhlerburschen aufmerksam, und fragten den eintretenden Morton, wer dieser Bursche sei, ob er ihn schon lange kenne. Statt der Antwort fing dieser zu schreien an, stieß Warley mit ein Paar tüchtigen Hieben über den Rücken zur Thüre hinaus, und klagte im polternden und fluchenden Tone über des Schlingels Faulheit, daß jene, ihre Muthmaßung aufgebend, sich an ihren Tisch zurückzogen. Bald ging die Fahrt weiter. Mittags ward in einem großen Dorfe Halt gemacht, das vom schottischen Militär und schwärmerischen Bauernhorden wimmelte. Warley, Mortons Warnung benützend, beschäftigte sich bei den Pferden und Wägen; am meisten aber litt Betty in der Schenke, wo sie, mitten unter einer Schar entarteter Soldaten, rohen Scherzen Preis gegeben war, und durch ihre thränenvollen Augen öfters Anlaß zum schallenden Hohngelächter gab, ohne daß ihr mürrischer Begleiter Ein Wort zu ihrer Bertheidigung sprach.

Mit Sonnenuntergang hieß Morton, in einer

felsichten Gegend, Beide vom Wagen steigen, er verband ihnen die Augen, und führte sie lange über Gestein und struppichten Boden aufwärts, dann auf noch beschwerlicherem Wege wieder abwärts; bald mußten sie über Felsen klettern, bald über Stufen steigen, wobei sie aus dem Rauschen der Wogen abnahmen, daß sie sich hart am Meeresstrand befanden. Nachdem sie ungefähr eine Stunde also gewandert waren, stand ihr Führer still, und klopfte drei Mal in die Hände; dieses Klopfen ward aus der Ferne erwiedert, und bald darauf traten sie in eine Wohnung, wo Morton ihnen das Tuch von den Augen band. Sie sahen sich in einem ruhigen, durch eine kleine Oehl lampe spärlich erleuchtetem Gemache, in welchem an einem großen Tische zwei Männer saßen, die, wie es schien, im Rechnen begriffen waren; neben ihnen lagen Säbel und Feuergewehre, und im Gürtel steckten Dolche. Die Männer erhoben sich von ihren Sitzen, Betty schmiegte sich zitternd an ihren Gatten, dieser blickte mißtrauisch im Kreise umher. Morton sprach mit den Männern in einer fremdartigen Sprache einige Augenblicke, dann wendete er sich zu Warley, dem er zuflüsterte: »Sorget nichts, sie werden Euch nach England schaffen; da sie aber Schleichhandel treiben, so heischt ihre eigene Sicherheit sie Vorsicht gebrauchen!« Warley bot den Männern einen Diamanten, den sie mit Wohlgefallen annahmen, und sogleich Anstalt zur weiteren Reise trafen.

Beim Hinaustreten aus der Hütte verband man den Flüchtlingen die Augen wieder, die ihnen erst dann gelüftet wurden, als sie bereits auf einem zwei-

ten Schiffe weit von der Küste hinweg waren. Sie fanden hier manche lang entbehrte Bequemlichkeiten, auch gestattete man ihnen, sich der schmutzigen Röhrerkleider zu entledigen. Die Küste wich immer weiter zurück, verschwand endlich ganz, und kam erst nach einer Fahrt von mehreren Tagen wieder zum Vorschein. Eines Tages setzte man sie mit aller Vorsicht an das Land; schnell ruderte das Boot zurück, und verschwand in dem Dunkel, das über der Meeresfläche lag. Welche Freude, als es sich zeigte, daß sie nahe an der Themsemündung sich befanden! Noch in der Nacht gewannen sie Gelegenheit, London zu erreichen, wo Betty, schwer ergriffen von den überstandenen Leiden und Gefahren, in eine bedenkliche Krankheit verfiel, aus welcher nur die frische Kraft des jugendlichen Körpers, und die liebevolle Pflege ihres Vatters sie rettete.

Lange verblieben sie in der Hauptstadt, bis durch gemeinschaftliches Zusammenwirken Karls I. und seines Parlamentes, und durch Aufbietung aller Streitkräfte Englands, nach manchen harten Kämpfen der Aufruhr gedämpft war, und Schottland sich den Anordnungen des Königs fügte. Die Presbyterianer gingen entweder zur englischen Kirche über, oder nahmen mildere Grundsätze an; die Uebrigen, deren schwärmerischer Eifer durch das viele vergossene Blut noch nicht abgekühlt war, zogen sich in die schottischen Hochgebirge zurück, von wo aus sie, unter den nachfolgenden Regenten, noch mancherlei Unruhen erregten, welche endlich ihre gänzliche Aufreibung herbeiführten. — Warley kehrte mit seiner

Gattin und dem Kinde nach seinem Schlosse zurück, das als ein trauriges Denkmal jener blutigen Auftritte im Schutte darniederlag. Allgemeines Staunen, aber auch die lebhafteste Freude erregte die Ankunft derselben auf ihrem Besizthum, denn Alles betrauerte sie bereits als todt; Warley ließ das Schloß wieder herstellen, und Leute jeden Standes eilten herbei, theils ihm ihre Hülfe anzubieten, theils den Mann kennen zu lernen, den des Himmels segnendes Walten aus so augenscheinlichen Gefahren gerettet hatte. Jener ließ nun den Köhler Morton aussuchen, um demselben seinen innigsten Dank zu bezeugen, der ihm freilich auf eine etwas abenteuerliche, und dem schwärmerischen Sinn entsprechende Weise das Leben gerettet hatte; allein derselbe war nicht mehr in seinem Felschale zu finden. Erst später erfuhr man, daß er sich mit seinen finstern Glaubensgenossen nach dem Hochlande begeben. Neben der Köhlerhütte aber, wo Warley und seine Gattin die erste Zuflucht gefunden und durch ein, an das Wunderbare grenzendes Ereigniß vor dem gräulichsten Tode gerettet worden, errichtete er ein schönes Denkmal, wohin bis in die spätesten Zeiten er und seine Enkel wallfahrteten, dem Höchsten für die wundervolle Rettung zu danken.

Als das Schloß wieder aufgebaut war, veranstaltete Warley ein ländliches Fest, woran, nebst seinen Freunden und benachbarten Gutsbesizern, Alle Theil nehmen konnten, welche die Freude herbeizog. Auf der schönen Wiese vor dem Schlosse wogte das bunte Gewühl der fröhlichen Menschen; bei heiterem Male herrschten Musik und Tanz bis spät in

die Nacht, und Warley erkannte, indem er seine Gattin an die beglückte Brust drückte, daß nach den Stürmen des Unglückes wieder freundlich die Sonne des Segens scheine, und daß Vertrauen auf die leitende Vorsicht der sicherste Leitstern durch die Nacht der Trübsale sei.

Text: Ist Gott für uns, wer will wieder uns seyn?
 Paul. a. d. Röm. 8. 31.

Der Niagara - Fall.

Bergweisse keiner je, dem in der trübsten Nacht
 Der Hoffnung letzte Sterne schwinden.

Wieland.

Es war eine rauhe Winternacht zur Zeit des Carnevals, der Schnee fiel in mächtigen Flocken, und der Wind pfliff schneidend zwischen den rauchenden Schornsteinen hin. Die ungestüme Witterung entvölkerte daher die Straßen der Stadt und nur die allenthalben hell beleuchteten Fenster an den Wohnhäusern, und die aus dem Innern schallende Musik zeigten von dem Feuer und der lebendigen Thätigkeit der Bewohner, die, vergessend auf Nacht und Sturm, der Freude sich ergaben, und im Tanze lustig dahin wirbelten. Das Schauspiel war zu Ende, ein dichter Schwarm von Zuschauern ergoß sich aus dem doppelt geöffneten Hause, und belebte auf eine kurze Zeit die Gassen, bis er sich in dem Gewirre der Straßen allmählich verlor, und die vorige, sibirische Menschenleere wieder eintrat. Aus der Zahl dieser Zuschauer war auch Edwald, ein

junger Beamter des Städtchens, der einem Freunde zu Liebe die Vorstellung besucht hatte, nun in den weiten Mantel sich hüllte, den Hut herabdrückte, und so gegen das Schneegestöber anringend, dem Hause des Banquier's Silberton zueilte. Wilhelmine, die Tochter desselben, war seine verlobte Braut, am folgenden Tage sollte Hochzeit gefeiert werden; als Vorfest war der heutige Abend bestimmt, von dessen früherem Antheil ihn nur die dringenden Bitten eines eben von weiter Ferne angekommenen Freundes, ihn ins Theater zu begleiten, abgehalten hatte.

Edwald mußte, um den nähern Weg einzuschlagen, durch eine abgelegene Straße, wo selbst zur freundlicheren Zeit Dede herrschte und Stille, wo aber um diese Stunde der Nacht, und bei dem Ungeßüm der Elemente eine Niederlage von Todtengrüfte zu seyn schien. Den jungen Mann, den noch nie eine Anwandlung von Furcht befallen hatte, beschlich hier ein plözlich Grauen, und fast unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte. Ihm fiel in diesem Augenblicke ein Mann bei, der im Schauspielhause ihn scharf fixirt und sich immer an seine Seite gedrängt hatte. Kleine, tief liegende Augen, von buschigten Braunen umwölbt, rother Bart, struppichte Haare, blasse narbige Wangen gaben dem Manne ein abschreckendes Ansehen; mit Widerwillen trafen Edwald's Augen dieses Fremdlings Blicke und er athmete leichter, als nach beendigtem Schauspiele derselbe sich im Gedränge verlor. Noch hatte Edwald diese verödete Gasse nicht ganz durchschritten, als er Fußtritte hinter sich bemerkte. Er blickt zurück, und gewahrt zu seinem Schreck den häßlichen Rothbart,

vor dem eben seine Phantasie geschauert hatte. Edwald will dem Manne auf die andere Seite der Gasse ausweichen, da fühlt er plötzlich einen Stich in dem Rücken. Mit einem lauten Schrei stürzt er zu Boden, und färbt mit seinem Blute den Schnee. Der Muehelnörder entfloß. Als der Unglückliche zum Bewußtsein erwachte, war es heller Tag, und er befand sich im nahen Hospitale, wohin einige Leute den Halberstarrten, den sie zufällig im Schnee liegen fanden, gebracht hatten. Er wollte sprechen, fragen, aufspringen, aber der ungeheure Blutverlust hatte ihm den Gebrauch der Sprache und seiner Glieder geraubt, er sank kraftlos zurück. Nun erwachte der Gedanke an seine Braut; neuerdings wollte er sich erheben, heute sollte ja seine Verlobung seyn, und er konnte sich nicht regen, noch weniger sprechen. Da traten Thränen in seine Augen, Verzweiflung ergriff sein Herz, und in wenig Stunden gewann das Uebel so an Kraft, daß Edwald am Rande der Grabes schwebte.

In dem Hause des Banquiers Silberton herrschte die kläglichste Verwirrung. Schon daß Edwald beim festlichen Soupee nicht erschien, befremdete, und machte besonders auf Wilhelmine's Gemüth schmerzlichen Eindruck; der Schlaf floh ihr Lager, und mit düstern Ahnungen erfüllt und mit roth geweinten Augen trat sie aus ihrem Gemache, um sich den Brautkranz in das schöne Blondhaar flechten zu lassen. Die Gäste versammelten sich, Alles war zur Vermählungsfeier bereitet, und mit Sehnsucht sah man der Ankunft des Bräutigams entgegen; doch die aufgesezte Stunde kam und verrann, aber der Bräu-

tigam erschien nicht. Indessen erzählten einige Gäste von einem Attentat, das verfloffene Nacht auf öffentlicher Straße an einem, bisher unbekanntem Manne verübt worden. Wilhelmine fiel bei dieser Erzählung in Ohnmacht, welche ihren Grund in schwarzer Ahnung hatte. Es ward Mittag; Edwald erschien nicht. Man hatte nach seiner Wohnung geschickt, aber auch hier wußte man seit gestern Mittags nichts von ihm. Nun entfernten sich allmählich die Gäste, spöttisch kopfschüttelnd die Einen, die Andern mit stillem Bedauern, da sie Wilhelmens Ahnungen theilten.

Abends erscholl die Trauerpost, der mörderisch Angefallene sei niemand Anderer, als — Edwald, und er schwebe in Todesgefahr. Wilhelmine, von Angst gefoltert, wollte noch in der Nacht nach dem Hospitale, ihren Verlobten zu sehen, und ihm den Balsam des Trostes zu bringen. Nur mit Mühe konnten der Vater und Aerzte sie abhalten; sie würde, sagten jene, ohne Zweifel dem Unglücklichen den Tod bringen, dessen Leben nur mehr, wie an einem zarten Faden schwebe, seine außerordentliche Schwäche sei auch das Hinderniß, warum er nicht nach seiner Wohnung geschafft werden könnte. Unter Thränen, Angst und fast stündlichen Erkundigungen nach Edwalds Befinden verfloffen für Wilhelmine vierzehn martervolle Tage, nach welchen die Aerzte wohl Hoffnung des Lebens gaben, doch die vollständige Herstellung unter mehreren Wochen für unmöglich erklärten. Der jammernden Braut ward unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln der Besuch bei dem Kranken gestattet.

Mittlerweile ergoß sich die Stadt in Meinungen über den Urheber und die Veranlassung zu dem blutigen Attentate an dem allgeschätzten jungen Manne, ohne etwas als Hypothesen zu erringen. Nur zwei Personen konnten vielleicht, ihrer Ahnung nach, einige Aufschlüsse geben, nämlich Silberton und Wilhelmine, allein gerade diese, denen das Ereigniß am meisten zu Herzen gehen mußte, wagten es nicht, ihre Meinung laut werden zu lassen. Die Obrigkeit spürte öffentlich und in's Geheim nach; aber vergebens. Viele Personen wurden eingezogen, doch in Kurzem alle wieder als unschuldig entlassen. Die Sache war und blieb im Dunkel gehüllt, und wurde nach einiger Zeit — vergessen.

Seit einem Jahre ungefähr hatte in Silberton's Nachbarschaft ein Engländer sich etablirt, der ein vierzigjähriges Lebensalter, wenig ansprechende Gesichtsbildung, wenig reelle Bildung, aber viel Verschlagenheit und große Reichthümer, von seiner Insel, mit auf den Continent gebracht hatte, und dieselben auf deutschen Grund und Boden verzehren wollte. Ein Paar Empfehlungsbriefe, und noch mehr sein Mammon öffnieten ihm alle Thüren und selbst viele Herzen. Er äußerte den Wunsch sich zu verehlichen, und zahlreiche Anträge wurden ihm von ansehnlichen Häusern gemacht, die sich's zur Ehre schätzten, mit dem unermesslich reichen Engländer in innige Verbindung zu treten. Seine Wahl fiel aber dahin, wo man just seine Verbindung am wenigsten wünschte, auf Silberton's Tochter. Der Vater zwar schien nicht abgeneigt zu sein, aber Wilhelmine erklärte

ohne Umstände, schon der bloße Anblick dieses Mannes erregte in ihr den heftigsten Widerwillen, und lieber wollte sie an der Seite ihres edlen Edwald sich mit Wasser und Kartoffeln begnügen, als mit diesem Manne in fürstlicher Pracht leben. Ungeachtet dieser Erklärung hielt Jeffers ein zweites und drittes Mal um Wilhelminens Hand, und es erfolgte stets derselbe Bescheid. Das schien des Engländers Eigenliebe zu beleidigen; mit einem beißenden Lächeln beugte er sich tief vor Wilhelminen, und setzte bedeutungsvoll die Worte hinzu: »Wenn nur nicht die Zeit kommt, daß diese schönen Augen den Starrsinn des Herzens mit bitteren Thränen der Reue bezahlen müssen!« Mit mühsam unterdrückter Wuth in Geberde und Blick entfernte er sich. Bald darauf ereignete sich das Attentat auf Edwald's Leben, und Silberton und seine Tochter fanden in diesem Vorfalle und in den letzten Worten des Engländers einen gewissen grauenhaften Zusammenhang, den sie nicht auszusprechen wagten. Besonders war der Banquier seit der drohenden Abschiedsscene sehr beklommen, und der Gedanke an den überreichen, und vielvermögenden Insulaner machte ihn erbeben. Er hatte mit dem Engländer ein bedeutendes Geldgeschäft mittelst Wechselbriefe abgethan; ein großer Theil seines Vermögens lag in dessen Händen, von dem unter obwaltenden Umständen keine Sicht, keine Schonung zu erwarten war. Indessen Jeffers schien die Sache gleichgiltig hinzunehmen, und begegnete dem Banquier mit gewohnter Artigkeit.

Edwald wurde nach Verlauf von mehreren Wochen wohl hergestellt, allein die Gesamtkraft des

Körpers hatte gelitten und ein abzehrendes Uebel drohte ihn aufzureiben, wenn er nicht sogleich mit Beginn des Frühjahres nach einem ferne gelegenen Badeorte reisen, und durch die stärkende Heilkraft des Brunnens dem Hinfiechen vorbeugen wollte. Ein neuer Schlag für Edwalds und Wilhelminens liebendes Herz, doch was zu thun? Es blieb nichts übrig, als dem Ausspruche der Nothwendigkeit sich zu unterwerfen, und zu reisen; selbst Wilhelmine forderte ihn auf, keine Zeit zu versäumen, und versprach, bei dessen vollkommener Genesung ihm entgegen zu fahren, dann sogleich, ohne Gepränge nach ihres Herzens Wunsch die Vermählung zu feiern, und in stiller Zurückgezogenheit zu leben. Mit den schönsten Hoffnungen schieden die Verlobten; aber neuerdings umbüfterte böser Ahnungen Grauen Wilhelminens bange Brust.

Die Genesung Edwalds nahm den erwünschten Fortgang, und schon meldeten seine zärtlichen Briefe, daß er nun bald die Ankunft seiner geliebten Braut erwarte, um mit ihr froh und glücklich in seine Vaterstadt zurückzukehren, als eines Mittags Silberton einen Brief von seiner Schwester erhielt, worin ihm gemeldet wurde, ihr Brustübel, woran sie schon längere Zeit litt, habe sich plöblich so verschlimmert, daß sie wenig Hoffnung zur Wiedergenesung hege; er möchte also Wilhelminen mit nächstem Tage ihr übersenden, sie wünschte das Mädchen, die ihre Erbin seyn werde, vor ihrem Scheiden noch einige Tage um sich zu sehen und zu segnen. Dem Banquier war diese Nachricht eben so unwillkommen, als unerwartet, denn es verrückte ihm

all seine Pläne; auch Wilhelmine fand die Einladung höchst betrübend. Sie sollte ihre gute Tante durch den Tod verlieren, und die heiß ersehnte Reise zu ihrem Edwald verschieben; aber wäre es nicht Verbrechen, einer Kranken oder Sterbenden etwas versagen zu wollen?

Am andern Morgen stand der Wagen bereit, und Wilhelmine fuhr nach dem sechs Stunden entfernten Landgute ihrer Tante. Auf halben Wege war ein kleines und schattiges Wäldchen zu durchfahren, das durch die ringsumher hüggelichte, menschenleere Gegend etwas Unheimliches bekam, und in früheren Jahren manchmal zum Schauplatz von Räubereien und Todschlägen diente. Wilhelmine blickte ruhig und unbefangen vor sich hin; ihre Gedanken schweiften bald in weiter Ferne an Edwalds Seite herum, bald weilten sie an der Tante Sterbelager, welche sie stets als Mutter zu verehren gewohnt war. Ihr Herz war ein Spiel wechselnder Gefühle, als sie plötzlich durch einen ungewöhnlichen Lärm aus ihren Träumen geweckt wurde. Fremde Männer, sämmtlich durch Larven und weite Mäntel verhummt, brachen zwischen den Bäumen hervor, fielen den Pferden in die Zügel, rissen den Kutscher vom Wagen, und bemächtigten sich Wilhelminens, die Anfangs zu schreien versuchte, aber von Schreck und Angst übermannt, in Ohnmacht sank. Die Männer hoben sie in einen seitwärts stehenden wohlverdeckten Wagen, und nun ging es im raschen Laufe mit ihr davon; den Kutscher, dem man die Augen verbunden, und geknebelt hatte, ließ man bei seinen Pferden am Wagen liegen.

Der Vorfall erregte allgemeines Aufsehen, setzte die halbe Stadt in Bewegung, um so mehr, da es in kurzer Zeit sich aufklärte, daß Silbertons Schwester weder krank sei, noch den vorliegenden Brief geschrieben habe. Von Seiten der Behörden wurde nichts versäumt, den Räubern auf die Spur zu kommen, sogar in den nächstgelegenen Hafensplätzen hielt man Beobachter. Allein auch jetzt blieben die Bemühungen fruchtlos, wie damals bei dem Attentate auf Edwalds Leben, ja die That gewann sogar einen räthselhaften Anstrich, da in der ganzen Stadt Niemand fehlte, auf den man gegründeten Verdacht werfen konnte. Silberton, der seine Tochter aufs zärtlichste liebte, verlor seine ganze männliche Haltung; er übergab seine ausgebreiteten Geschäfte seinem Buchhalter, zog sich in das geräuschlose Leben des Privatmannes auf das Landgut seiner Schwester zurück, und betrauerte seine Tochter, mit tief gefühltem Schmerzen, als todt. Jeffers, auf den Silberton auch den Verdacht dieses neuen Verbrechens warf, schien lebhafteste Theilnahme zu empfinden, und bezeugte sich gegen den trostlosen Vater sehr freundschaftlich; allein nach einiger Zeit liefen Briefe aus England ein, welche dringend ihn nach seinem Heimathlande zurückriefen, und er verließ Stadt und Gegend auf immer.

Am schmerzlichsten war wohl Edwald bei der Nachricht ergriffen; ohne Verzug verließ er den Badeort, und schwor, nicht eher nach seiner Vaterstadt heimzukehren, bis er nicht Kunde über Wilhelminen eingezogen hatte. Er verschwand, spurlos, wie seine Braut, und jung und alt der Stadt zerbrach

sich über den Zusammenhang nicht wenig die Köpfe, und man sprach ganz laut von verübtem Muechel-morde.

Wilhelmine war indessen nichts weniger als todt. Der Wagen, in welchem sie gehoben war, vollte rasch weiter; ein junger Mann und eine ziemlich bejahrte Frau zeigten sich ihr als Begleiter, welche alle Fragen mit Achselzucken beantworteten, und ihre Angst und Thränen gleichgiltig aufzunehmen schienen. Ungeachtet der Wagen wohl verdeckt und verschlossen war, wurden ihr doch von Zeit zu Zeit die Augen verbunden; endlich reichte man ihr unter dem Vorwande Wein zur Stärkung, einen betäubenden Schlaftrunk.

Als sie erwachte, sah sie sich in einem schönen Kabinette im Bette. Ihr zur Seite saß die erwähnte alte Frau, welche wohl bereitet schien, ihre Bedürfnisse in vollem Maße zu befriedigen, aber für keine ihrer Fragen, wo sie wäre? was man mit ihr vorhabe? eine Antwort hatte. Ihr Zustand war schrecklich, ihr Loos schlimmer als das eines Eingekerkerten, der doch weiß, auf welchen Fleck des Erdballs ihn sein Vergehen hingebannt hat; Wilhelmine wußte das nicht einmal; konnte kaum ahnen, wer der Urheber ihrer verzweiflungsvollen Lage sei, und weshalb man sie der edelsten Gabe des Menschen, der Freiheit beraube. Das Einzige, wozu die alte Kerkermeisterin sich durch viele Bitten und Thränen bewegen ließ, war, daß sie ihr gestattete, durch ein Schreiben ihren gewiß tief bekümmerten Vater in Kenntniß von ihrem Daseyn zu setzen.

„Ich weiß noch immer nicht,“ schreibt sie in diesem inhaltreichen Briefe, „wo ich bin; kaum wage ich es zu entscheiden, ob, was mich umgibt, ein Traum ist, oder schreckliche Wirklichkeit. Eine schöne Wohnung umschließt mein düsteres Leben, reiche Kleider stehen täglich zur Auswahl mir zu Gebot, gewählte Speisen, die ich oft kaum berühre, belasten meinen Tisch; aber außer der alten Frau, die meine stete Begleiterin ist, habe ich, seit ich an dem geheimnißvollen Orte meines Aufenthaltes bin, kein menschlich Wesen gesehen; einige Romane, die auf meiner Toilette liegen, und manchmal kleine Spaziergänge in einem dichtbelaubten Garten, sind mir zur Erheiterung gegönnt. Da ich nur in der Dämmerung denselben betreten darf, und hohe Mauern ihn umschließen, so werde ich über den Aufenthaltsorte nie klar; nur möchte ich aus der Stille, die ringsum herrscht, schließen, daß es ein weit abgelegenes Schloß sei. — Tausendfache Thränen fließen um den Verlust meines Vaters, und der Gedanke an den edlen Edwald bringt mich wilder Verzweiflung nahe. Ach, ein wahrhaft böser Dämon muß der Bösewicht seyn, der mich frevelnd und grausam der Freiheit und meinen Theuren entriß, und mich mit marternder Ungewißheit soltert!“

Hier enthielt der Brief einen Absatz; das Folgende schien mit zitternder Hand geschrieben, und verrieth sichtlich die Qual, die in ihrem Herzen wüthete.

„Nun kenne ich den Urheber meiner Qual, das Ungeheuer in Menschengestalt,“ fuhr sie fort. „Vor einigen Tagen öffnete sich zur ungewöhnlichen Stunde

die Thür meines Kabinettes, und herein trat —
 Jeffer's. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr meinen
 bebenden Lippen; ich mußte ohnmächtig geworden
 seyn, denn als ich die Augen aufschlug, lag ich in
 den Armen meiner Hütherin, und der Grausame saß
 mir gegenüber, und suchte durch schmeichelnde Worte,
 die mich anekelten, den Sturm in meinem Innern
 zu beschwichtigen. Ich stieß ihn von mir, ich wüthete;
 aber der Unmensch lächelte mir ruhig ins Gesicht,
 und meinte, das würde sich Alles geben; er liebe
 mich unendlich und habe aus Liebe für mich, da ich
 das Anerbiethen seiner Hand ausgeschlagen hatte,
 durch Verfälschung eines Schreibens meiner Tante
 diese etwas gewaltsam scheinenden Schritte gewagt,
 die er durch die Größe seiner Liebe zu beschönigen
 suchte. Ich geberdete mich anfangs etwas ungestüm
 gegen ihn, forderte meine Freilassung mit drohenden
 Worten, und erwiderte seine Schmeicheleien mit
 kalter Verachtung. Bald aber sah ich ein, daß hiermit
 bei dem Wütherich nichts gewonnen sei; ich suchte
 also sein Herz durch Bitten zu erweichen, auf den
 Knien beschwor ich ihn um Schonung, meine Thrä-
 nen netzten seine Füße, meine Hände falteten sich
 gegen den Bösewicht, wie zu Gott. Er aber antwor-
 tete gelassen: Als meine Gattin, oder nie! —
 Seine Besuche wiederholen sich täglich zwei bis drei-
 mal, und stets erneuert sich dieselbe Scene. Ich bebe,
 wenn seine Fußtritte nur aus der Ferne an mein Ohr
 schallen!« — Den Schluß des Briefes machte nun
 ein Strom von Klagen über ihr Schicksal, mit bit-
 terer Wehmuth erwähnte sie Edwards, und for-
 derte diesen wie ihren Vater bei Allem, was ihnen

heilig wäre auf, den Beistand der Gesetze zu ihrer Befreiung in Anspruch zu nehmen. Schrecklich war des Vaters Schmerz, als er nach einigen Wochen erst — den Brief erhielt. Er machte sich auf, zog von Schloß zu Schloß, forschte bei den Landleuten, welche in der Nähe irgend eines Schlosses wohnten; auch die Behörden stellten insgeheim Untersuchungen an, kamen aber der Sache nur so weit auf die Spur, daß ein englischer Lord, Jeffers vor einigen Monaten ein altes Schloß unweit der Meeresküste von dem Grundeigenthümer gemiethet, und längere Zeit mit seiner jungen Gemahlin, die aber Niemand zu sehen bekam, dasselbe bewohnt habe. Vor kurzem sey er in Gesellschaft mehrerer Personen beiderlei Geschlechtes, wie man vermuthete, zur See, abgereiset; und nun stehe das Schloß wieder öde, wie früher. — Die Untersuchungen wurden noch eine Zeitlang fortgesetzt; allein da in den Paßlisten nirgends der Name Jeffers sich vorfand, noch weniger, daß weibliche Individuen mit einem Engländer in einem Hafen sich eingeschifft hätten, so blieb die Sache, wie früher, im Dunkeln verhüllt.

Edwards Bemühungen hatten eben so wenig Erfolg, als die höhern Orts eingeleiteten. Er fand nicht mehr Rath, noch Entschluß; seine Seele war umdüstert von Nebeln banger Hilflosigkeit und der Verzweiflung.

In diesem Zustande befand er sich eines Abends im Gasthose eines kleinen Provinzialstädtchens am Rhein. Seine wehmüthigen Gefühle zu übertäuben, mischte er sich in den Schwall von gemeinen Leuten, welche der Jahrmart, wie der Wind die Spreu, zusam-

mengeblasen hatte. Plötzlich fühlte er sich umfangen und geküßt; er blickt auf, und gewahrte einen alten Universitätsfreund, den er mehrere Jahre nicht gesehen hatte, der aber einst in den harmlosen Jahren des zarten Jünglingsalters der Bewahrer aller seiner kleinen Geheimnisse war, und mit dem er so gern von dem Glücke einer rosigten Zukunft träumte. Bei einer Flasche Rheinwein kam es zu gegenseitigen Erklärungen ihrer bisherigen Schicksale, und Turnair, so hieß der Fremde, eröffnete ihm frei, er sei gesonnen unter Lafayettes Fahne in Amerika zu fechten, und dort sein Glück zu suchen. Die zahlreich versammelten Menschen seyen meistens Freiwillige, die sich an die französischen Truppen unter Lafayette, der eben damals aller Orten Werbungen anstellte, anzuschließen gedächten, um für Nordamerikas Emancipation gegen England zu kämpfen. Er lud den tiefbekümmerten Edwald ein, ihm dahin zu folgen. Deine Wilhelmine ist für dich verloren; sprach er, das stille Altvaterleben hier zu Lande kann für dich keinen Reiz haben; dort im Kampf und Schlachtgewühle schweigt auch der Schmerz, und des Unglücks Stachel wirkt nicht mehr. Edwald hatte alle moralische Festigkeit verloren; vom Weine begeistert, gab er sich nur zu bald dem Vorschlag seines Freundes gefangen; er beschloß Europa zu verlassen, wo ihm das Glück so plötzlich und räthselhaft den Rücken gewendet hatte.

Am andern Morgen geschah die Abreise nach Frankreich, in Kurzem die Einschiffung; die Mittelzeit ward mit den nöthigen Waffenübungen zugebracht, und in Gesprächen mit Turnair, der es

nicht unterließ durch Gesang, Spiel und Scherz den melancholischen Freund zu erheitern. Erst der Anblick des Ocean's gab ihm seine Kraft wieder; er sah sich nun losgerissen von Allem, was ihm bisher theuer war, ein neues Vaterland winkte ihm aus der nebelgrauen Ferne des unermesslichen Meeres zu, neue Lebensverhältnisse warteten seiner, und bald erfüllte hohe Resignation die Brust des Unglücklichen.

Mit unbeschreiblicher Freude wurden die Ankömmlinge, als sie zu Charlestown landeten, von den Amerikanern empfangen. Jeder wurde, sobald er an das Land stieg, so herzlich begrüßt, als ob ein längst ersehnter Bruder oder Freund gekommen wäre. Auch Edwald sah sich umrungen von fröhlichen Begrüßern, die ordentlich darnach geizten, ihm die Hand zu schütteln, und ihn zu umarmen. Bald trat er in der Eigenschaft eines Lieutenants in dem Corps der Freiwilligen seine kriegerische Laufbahn an.

Das erste Gefecht, an welchem Edwald Theil nahm war bei Brandwyne (17. Sept. 1777). Gegen Ende der Schlacht verfolgte sein Corps einen Schwarm Nachzügler. Diese hielten Stand und wehrten sich auf's Verzweifelste. Aber wer beschreibt sein Staunen, als er unter den Kämpfenden den Mann erkannte, den er mit Recht als den Urheber all seines Unglückes ansah, den Engländer — Jeffers. Für einige Augenblicke war sein Arm gelähmt, sein Auge blickte starr auf den Schrecklichen, der den jauchzenden Siegern zu entkommen suchte. »Brüder!« schrie nun Edwald mit plötzlich gelöseter Zunge, »laßt den feigen Schurken dort nicht entkommen; er ist der größte Bösewicht, den je die Erde trug;

auf! folgt mir nach!“ Mit erneuerter Kraft geschah der Angriff auf Jeffers, der aber mit großer Gewandtheit sein Pferd wendete, und mit Blitzesschnelle die Flucht ergriff, und in der buschichten, von Dämmerung umhüllten Gegend verschwand.

Von diesem Augenblicke war Edwald's feste Haltung dahin. Die Ereignisse schienen ihm noch räthselhafter geworden zu seyn, und Hoffnung begann wieder leise aufzudämmern. Aengstlich erkundigte er sich bei den Gefangenen nach dieses Mannes näheren Verhältnissen; erfuhr aber nichts, als daß derselbe vor Kurzem bei ihrer Abtheilung als Capitän eingetreten sei. Edwald stellte vielseitige Nachforschungen an, aber vergeblich. Wie ein Meteor war ihm Jeffers erschienen und spurlos verschwunden; nichts desto weniger hing er jetzt wieder mit größerer Spannkraft der Seele dem Gedanken an Wilhelminen nach, und selbst Turnair, der stets sein treuer Gefährte geblieben war, vermochte ihn nicht von seiner fixen Idee abzubringen, und ihn sich selber wieder zu geben. Er vergaß auf Krieg und Gefahr, und so geschah es, daß er im nächsten Treffen durch seine Apathie den Engländern in die Hände fiel.

Diese führten ihn mit mehreren Kriegsgefangenen tief in das Innere. Edwald's Mißmuth wuchs mit jeder Stunde; doch behielt er noch so viel Besonnenheit, um den Plan zur Flucht zu fassen, koste es, was es wolle. Gelegenheit dazu fand sich auf eine höchst originelle Weise. Die Führer des Zuges hatten in einem kleinen Städtchen Halt gemacht, das von englischen Milizen wimmelte. Die Gefangenen

brachte man in einen großen Saal, wurden jedoch nicht streng bewacht. Edwald verließ den dumpfen Saal, der vom wilden Geschrei wiederhallte, und wandelte, in Gedanken versunken, eine Zeitlang an der Hausflur auf und nieder. Endlich blickt er auf und gewahrt vor sich ein gesatteltes Pferd an einem Pfahle angebunden, das einem englischen Capitän gehörte. Schnell ist der Gedanke an Flucht erwacht, er löset es los, schwingt sich darauf, und das Pferd eilt mit seinem Reiter im schnellen Laufe vor die Stadt hinaus. Nun erst überdachte Edwald sein unberechnetes Unternehmen, kannte die Gegend nicht, in der er sich befand, wußte keine Wege; schon bereute er sein Vorhaben, und wollte umkehren, allein das Pferdehrte sich an sein Rufen und Spornen nicht, sondern verfolgte mit Windesschnelle den Weg, welchen es eingeschlagen hatte. Edwald ließ ihm also den Zügel und die volle Freiheit des Weges, bange sein nächstes Schicksal erwartend.

Am Morgen befand er sich in der Nähe des Niagara-Falles, dessen Tosen majestätisch an sein Ohr drang, in einem anmuthigen, blumenreichen Felsenthal, in dessen Mitte zwischen schattigen Bäumen und duftenden Wiesen die Giebel eines kleinen Landhauses hervorragten. Hier hielt das Pferd, ermüdet und mit Schweiß überdeckt, still, und war auf keine Weise zum Fortzuge zu bewegen. Edwald besorgte, nicht mit Unrecht, hier das Schlimmste, da ihm bekannt war, daß die Engländer in der Nähe Forts und militärische Niederlassungen hatten. Von Noth gedrängt trat er in das Landhaus. Ein älterer Mann, dessen Züge von Biedersinn und Red-

lichkeit sprachen, kommt ihm entgegen, ein Deutscher, der vor einer Reihe von Jahren hier eingewandert war. Edwald schildert ihm in gedrängten Worten sein Schicksal, und ersucht ihn um Beistand und Schutz. Der Alte machte eine bedenkliche Miene und bedauerte, ihm nicht die Hilfe leisten zu können, die er in Anspruch nehmen, weil er selbst wegen der Nähe englischer Truppen in Gefahr kommen könnte; jedoch wollte er beim Anbruch der Nacht ihn nach einem Orte geleiten, wo er sicher verborgen bleiben könnte. Er lud ihn hierauf ein, im Kreise seiner Familie einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, um, nach genossener Ruhe, die neue Wanderung anzutreten. Mit Freude nimmt Edwald das Anerbieten an und folgt dem Alten in ein geräumiges Gemach, wo eine Frau von mittleren Jahren und eine jüngere an einem Sticckrahmen saßen. Beide blickten bei dem Eintritte der Männer auf, aber wer beschreibt das Staunen des Wirthes und seiner Gattin, als ihre Hausgenossin mit einem lauten Schrei des Entsetzens in Ohnmacht fiel, Edwald aber an dem Boden festgewurzelt stand, und die starren Augen unverrückt auf die Ohnmächtige richtete. Er war der erste, der vom Staunen sich erholte; allein die Ohnmächtige mußte zu Bette gebracht werden, und bald zeigten sich Symptome eines Fiebers, das ihre Sinne und ihr Bewußtseyn lange gefesselt hielt. Edwald verwandte kein Auge von den Zügen der Kranken; er kniete an ihrem Bette, und bedeckte ihre Hand mit Küssen; er erklärte seinen staunenden Gastfreunden, daß dieß das Mädchen sei, welche er in seiner Vaterstadt geliebt habe, die daselbst wäre geraubt und auf

eine höchst räthselhafte Weise sei festgehalten worden, ohne daß man eine sichere Spur ihres Räubers und Aufenthaltes habe entdecken können.

Der gerührte Colonist erzählte nun, was er wußte; das Mädchen sei aus Europa entführt worden, habe endlich mittelst ihrer Dienerin Gelegenheit gefunden, ihrem Räuber zu entfliehen, und sei zur Nachtzeit hieher gekommen, und habe um Gastfreundschaft und Schutz geflehet. Es seien bereits Briefe nach Europa abgegangen, ihren Verwandten Nachricht von ihrem Aufenthalt zu geben, um die nöthigen Maßregeln zu ihrer Rückkehr zu treffen.

Wenig nur genügten diese summarischen Berichte dem nach Aufschluß dürstenden *Edwald*; mit gespannter Sehnsucht sah er dem Wiedererwachen *Wilhelminens* entgegen, und wollte von ihrem Lager nicht weichen, aber der Amerikaner drang in ihn, keinen Augenblick länger zu verziehen, wenn er nicht sich und das Mädchen der größten Gefahr aussetzen wolle. Er führte den jungen Fremdling mehr als eine Stunde Weges näher dem Niagara-Fall, wo ein dem Colonisten bekannter Indianer eine Waldhütte bewohnte; diesem übergab er seinen Gastfreund, und trug ihm auf's Strengste auf, dem jungen Mann als seinen Augapfel zu bewahren; er selbst wolle täglich kommen, Bericht zu erstatten über den Stand auswärtiger Dinge, und was *Edwald* mehr interessirte, über *Wilhelminen*. Wie die Gefahr vorüber, werde er ihn augenblicklich aus dem Asyle hervorziehen. Der Indianer benahm sich gegen *Edwald* äußerst zuvorkommend, und Beider Kenntniß der englischen Sprache unterhielt zwischen ihnen einen

lebhaften Verkehr. Edwald im einfachen Costume der Indianer, mit einem Bärenfell umhangen, mit dem indischen Beile und einer Flinte bewaffnet, durchstrich mit seinem Patrone die nahen Waldungen, besuchte das schönste der Naturwunder, den Niagara-Fall, und suchte Zerstreuung gegen seinen Kummer auf der Jagd; täglich erhielt er Kunde von Wilhelminen, welche bei der Rückkehr ihrer Gesundheit lang nicht begreifen wollte, daß das, was ihre Sinne so heftig ergriffen, nicht ein Phantom, sondern, daß es Wirklichkeit war.

So waren vierzehn Tage verflossen, und die Ungeduld Edwald's und Wilhelminen's sich zu sehen, drohte die angewandten Klugheitsmaßregeln zu überschreiten, als eines Morgens ein gellendes Geschrei die Aufmerksamkeit beider Hüttenbewohner auf sich zog. Der Indianer stürzte hervor, Edwald folgt mit der Flinte. Drei Männer hatten ein Mädchen in ihrer Mitte, das von ihnen gewaltsam fortgeführt wurde, und das, sich sträubend, jenes Geschrei ausstieß. »James!« schrie Edwald entsetzt, »rette mir das Mädchen, du rettetest mein Leben!« Es war Wilhelmine, und unter den Männern erkannte Edwald auch den schändlichen Jeffers. Der Indianer ruft den Räubern ein schreckliches Halt! zu, und stürmt mit gewaltiger Lanze auf sie los; Edwald legt die Flinte an. Die Räuber nur mit Schwertern bewaffnet, wagen es nicht, dem unverhofften Widerstand die Stirne zu bieten, sondern fliehen ungeachtet Jeffers' Zurufen und gräßlicher Flüche; endlich, da dieser seine Kräfte gegen den Angriff der beiden Männer nicht gewachsen sieht, ent-

weicht auch er, und nimmt seine Richtung gegen den nahen Niagara-Strom.

Edwalds Unwille gegen den Urheber seines und Wilhelminens namenloses Unglück, bis zur Rachelust gesteigert, überläßt die erschöpfte Geliebte dem treuen Indianer, und eilt dem Wütherich nach, der unbedacht, wohin er fliehe, am reißenden Strome bald seiner Flucht eine Grenze gesetzt sah. Edwald hatte ihn erreicht, und überschüttete ihn mit gerechten Vorwürfen. »Stirb du Mörder und Räuber,« schrie er erhitzt, schoß nach ihm, aber fehlte. Jeffers, dadurch Muth gewinnend, rannte auf ihn zu, und wollte ihm den Dolch in die Brust stoßen; doch Verzweiflung gibt Kraft, Edwald fängt den Stoß auf, und nur eine leichte Streifwunde am Arme ward ihm zu Theil. Beide Feinde, von Wuth und Grimm besetzt, hatten sich mit den Armen umschlungen und ringen. Jeffers zieht sich gegen das Wasser, wahrscheinlich um Edwald in den Strom zu schleudern, allein Edwald hielt ihn krampfhaft umfaßt, so stürzen sie zugleich hart am Ufer zu Boden, und Beide wären im Strome ein Raub des Todes geworden; aber in diesem Augenblicke erschien der Indianer als Succurs. Dieser versetzt blitzesschnell mit dem Beile dem Engländer einen Schlag auf den Kopf; Edwald reißt sich los, und der Betäubte rollt in die Fluthen. Der Strom hat in der Nähe des Wasserfalles, wo diese Scene vorfiel, eine für menschliche Kräfte unüberwindliche Gewalt. Weh dem Menschen, der hier in den Strom geräth; der stärkste Mann, der beste Schwimmer ist rettungslos verloren; er muß mit dem Wasser über die Felsen den Sturz in die Tiefe

machen. Selbst Steine, Felsstücke werden von der furchtbaren Schnelligkeit des Stromes fortgerissen, und mit den Fluthen in die Tiefe geschleudert. Jeffers Leichnam fand man zerschmettert und gräßlich entstellt, unterhalb des Wasserfalles liegen, von Blut und Schaum des Wassers überdeckt.

Edwald stürzte auf seine Knie, und dankte mit tiefer Rührung, daß der Himmel ihn und seine Verlobte aus den Schlingen dieses entmenschten Bösewichtes endlich befreit habe; dann fiel er dem getreuen Indianer um den Hals, und machte seinem gepreßten Herzen durch Thränen im Auge Luft. Sie traten die Wanderung nach des biedern Colonisten Wohnung an, wohin Wilhelmine indessen war wieder gebracht worden. Freude und Sehnsucht erfüllte seine Brust und beflügelte den Schritt, aber auch bange Seufzer entquollen manchmal dem befangenen Gemüthe; wie? wenn dem Wütherich, wie Wilhelminens Freiheit, also auch ihre Ehre zur Beute wurde! Bei diesem Gedanken stimmerte es schwarz vor seinen Augen; er mußte stehen bleiben, um sich Luft zu verschaffen.

Wilhelmine hatte sich von ihrem Schreck bald erholt, und stürzte nun ihrem Geliebten mit einem Thränenstrom in die Arme. Lange währten die Ausbrüche gegenseitiger Zärtlichkeiten, ehe ihre Gefühl Worte finden konnten.

Nun gab Wilhelmine die Auflösung zu den früheren, räthselhaften Begebenheiten, die ein Gewebe von Schandthaten und Verbrechen enthielten, deren Jeffers sich schuldig gemacht, und welche sie theils aus seinem Munde, theils von seiner Hel-

fershelferin, die in der Folge ihre Schützerin wurde, erfahren hatte.

Jeffers war der Geburt nach ein Schottländer, und vor mehreren Jahren noch Corsar in ostindischen Gewässern, daher sein unermäßlicher Reichtum, den er sich größten Theils in der englischen Bank gesichert hatte. Seines unstätten Treibens überdrüssig, wollte er sich mit einigen seiner ehemaligen Genossen in London niederlassen; allein gewarnt von seinen Vertrauten, daß man ihm auf der Spur sei, flüchtete er nach Deutschland in Wilhelminens Geburtsstadt, und spielte unter dem angenommenen Namen Jeffers die Rolle eines reich begüterten Gentlemen vortrefflich. Wilhelminens Liebreiz zog ihn an; Edwald stand seinen Wünschen im Wege. Ein Mord an dem jungen Manne sollte ihn zum Ziele führen; daher das Attendat auf Edwald, das er selbst verübte.

Allein Edwald kam mit dem Leben davon; dieß entflammete Rachelust in seinem Herzen, und brachte den Entschluß zur Reise, auf jede mögliche Weise des Mädchens sich zu versichern. Er verband sich daher mit drei seiner Genossen, raubte den unglücklichen Gegenstand seiner zügellosen Leidenschaft, und brachte das Mädchen unter den früher vorbereiteten Vorsichtsmaßregeln nach einem, nahe am Meere gelegenen Schlosse. Wilhelmine stand unter der unmittelbaren Obhut einer bejahrten Frau, der Jeffers einst bei einem Ueberfalle das Leben gerettet, und die er seit mehreren Jahren als Haushälterin bei sich hatte. Diese behandelte das Mädchen anfangs barsch, aber gerührt von ihren Thränen und dem lie-

bevollen Sinne ihrer reinen Seele wurde sie allmählig ihre Vertraute, war aber außer Stand, ihr die Freiheit zu erwirken.

Jeffers, welcher einsah, daß er hier nicht lange Sicherheit genießen könne, gewann neuerdings unter falschen Namen und durch Bestechung einen englischen Kapitän, der ihn nach Amerika schiffen sollte, wo er sich anzukaufen gedachte. Wilhelmine gab er für seine Tochter aus, und ließ sie, dicht verschleiert, durch einen Schlafrunk betäubt, zur Nachtzeit an Bord schaffen. Bisher hatte sich der Räuber jeder Thätlichkeit gegen das Mädchen enthalten; nun aber auf dem Schiffe wurde er ungestümer und gewaltsamer gegen sie. In der Verzweiflungsangst warf sich Wilhelmine dem Kapitän zu Füßen; dieser, obwohl von Jeffers durch Gold gewonnen, hatte doch so viel Herz, dem Räuber, so lange er am Bord sich befände, jede Gewaltthätigkeit gegen das Mädchen auf das strengste zu untersagen.

Auf der Rhede von Baltimore legte das Schiff an; aber erst in der zweiten Nacht darauf wurde Wilhelmine, die mit Jammer und Weheklagen die Luft erfüllte, in einer Barke, nicht nach dem Hafen, sondern weiter nördlich an einer verborgenen Stelle an das Land geschafft, wo unweit ein Wagen bereitet stand, in welchen sie, gleich einer willenlosen Waare, gehoben wurde. Die Reise ging nun weit in das Innere; nach einigen Tagen ward in einem kleinen Städtchen Halt gemacht. Wilhelmine erachtete sich in dem fremden Lande, in der abgeschiedenen Gegend, wo sogar einige Indianer-Familien wohn-

ten, für verloren. Jeffers war den Tag über abwesend; beschäftigt mit den Anstalten seines Etablissement in der Stadt. Es war Abend geworden, und Wilhelmine saß auf dem Kanapee, unter Thränen an ihr Vaterland und die Theuren, denen sie entrissen war, sich erinnernd. Da trat hastig die Alte zu ihr: Wirf Mädchen schnell den Mantel um, und folge mir; die Stunde deiner Befreiung hat geschlagen. Komm! und somit ergriff sie Wilhelminen bei der Hand, und zog die Halbbetäubte zur Thür hinaus. »Hier hält sich Jeffers für vollkommen sicher; auch ich werde nicht beobachtet; hier erst kann ich für deine Rettung wirken, aber schnell!« Sie eilte mit ihr aus dem Hause und dem wenig bevölkerten Städtchen hinaus. »Einige deutsche Familien haben sich hier in der Nähe angesiedelt, wie ich ausgemittelt habe; dort werden wir Zuflucht finden.« Nach einer Stunde Weges standen sie vor einem Bauernhofs; sie fordern Einlaß, der ihnen als Verfolgten und Hilflosen sogleich gestattet wurde. Wilhelmine bat den Landmann kniefällig um Schutz; versprach ihm reichlichen Lohn, wenn er sie verbergen, und ihr zur Rückkehr nach Europa behülflich seyn wolle. Der gutmüthige Landmann zeigte sich ohne Aussicht auf Lohn dazu bereit; Wilhelmine schrieb einen Brief an ihren Vater, den der Colonist selbst nach Baltimore zu bringen und ihn auf sicherem Wege nach Europa zu bestellen versprach. Allein Wilhelminen hielt er bei obwaltenden Umständen in seiner Wohnung keineswegs für sicher, sondern schlug vor, bis Nachricht aus Deutschland käme, möchte sie ihren Aufenthalt zwei Tagereisen nördlich gegen

den Niagara-Fall nehmen, wo ein Verwandter von ihm einen schönen Maiershof besitze, auf welchem sie gewiß von Niemanden beunruhiget würde, und wohin sie wirklich verkleidet und zur Nachtszeit gebracht wurde. Hier hatte sie unter Schmerz und Thränen längere Zeit gelebt; hier war die Alte, die sie aus Jeffers Händen befreite, gestorben. Hier war es, wo sie Edwald fand.

So weit reichte Wilhelminens Erzählung.

Hektiger Schreck ergriff bei diesem Anblicke ihre Seele; denn Jeffers hatte ihr durch allerlei schriftliche Documente, die er zu diesem Ende selbst verfaßte, die Gewißheit von Edwalds Tode aufgedrungen, daher ihr Entsetzen, sie glaubte seinen Geist zu sehen.

Der Colonist hatte Recht gehabt; Edwald wäre hier nicht sicher gewesen. Jeffers, welcher seit dem Entweichen Wilhelminens sich als Capitän den Truppen der Engländer angeschlossen hatte, erfuhr durch seine, aller Orten ausgesandten Agenten den Aufenthalt des Mädchens. Er begab sich eilig mit einigen Genossen dahin, drang Nachts in die stille Wohnung des Colonisten, und riß das Mädchen aus den Armen des Schlafes. Er wollte sie nach Canada schaffen, sie durch Schmach und Gewaltthätigkeit fränken, und dann in dem fremden, zum Theile unwirthlichen Lande hülflos ihrem Schicksale überlassen; denn seit der Reise zur See bestimmte ihn bereits Rachelust und Wuth nicht befriedigter Wünsche zu ihrem Quäler. Die Zwischenkunft Edwalds und des Indianers befreite sie auch aus diesem drohenden Sturm.

Edwald und Wilhelmine blieben noch lange Zeit bei ihren Gastfreunden, bis Barschaft aus Europa kam, und die kriegerischen Verhältnisse die Reise gestatteten. Auf dringendes Bitten des ersteren trat Wilhelmine mit ihm an den Altar; im Gotteshause hiesiger Gemeinde erhielten sie den Segen der Kirche, getrennt durch den weiten Ocean von süßer Heimath und den theuren Verwandten, wo sie schon so nahe daran waren, ewig im heiligen Bunde vereint zu werden, und nur durch des Bösewichts Unthaten aus dem Hafen gehofften Glückes plötzlich herausgerissen, und in hundertfachen Gefahren und Beschwerden durch Land und Meer herumgetrieben wurden.

Endlich waren die Anstalten von Seite Wilhelminens Vater zur Reise getroffen. Er wollte sich selbst einschiffen, aber die Aerzte widerriethen es ihm bei seiner schwächlichen, von Gram untergrabenen Gesundheit gänzlich. Ein Schiff lag im Hafen von Baltimore zur Aufnahme der Vermählten bereit, ein Handelshaus daselbst hatte Anweisung die nöthigen Gelder an Wilhelminen zu verabfolgen. Beide besuchten noch einmal den Niagara-Fall, bis wohin sie des herzlosen Bösewichts verbrecherisches Treiben rastlos verfolgt hatte, wo das Maß seiner Schandthaten voll wurde, und er den gräßlichsten Tod in dem ungeheuren Absturze fand. Unter gegenseitigen Thränen und Glückwünschungen des reich beschenkten Colonisten und seiner Gattin nahmen sie Abschied, und landeten nach zwei monatlicher Fahrt zu Hamburg.

In Kurzen hatten sie ihre Geburtsstadt erreicht.

Silberton lebte in stiller Trauer auf dem Landgute seiner Schwester, die indessen gestorben war. Welch Entzücken für den kummervollen Vater, als Wilhelmine ihm in die Arme stürzte und Edwald, der längst verschollene Edwald, ihrem Beispiele folgte! In wenig Stunden war die Ankunft Weider in der ganzen Stadt bekannt; Jedermann drängte sich herzu, um sie zu sehen, zu sprechen, ihre Schicksale zu hören, und Freude über ihre Rückkehr zu bezeigen; es vergingen mehrere Tage, eh' sich die Glücklichen selber angehörten, und in Ruhe das Glückliche ihrer jetzigen Lage ganz fühlen konnten. Sie lebten nun in stiller Anspruchslosigkeit auf dem Landgute, und Edwald rief oft, wenn er seine Gattin umarmte im Uebermaß der Wonne aus: »Wer unter des Höchsten Schutze wandelt; kann nicht zu Grunde gehen; der Tag der Freude wird ihm wieder leuchten!«

Text: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.

Math. 18. 5.

Das Kosakenkind.

Er (Gott) hilft, des Abends wähet die Klage,
Des Morgens die Zufriedenheit;
Nach einer Prüfung weniger Tage
Erhebt er uns zur Seligkeit.

Sellert.

In den verhängnißvollen Tagen, als Mährens Fluren von feindlichen Scharen besetzt wurden, und mit bangem Herzen jeder Vaterlandsfreund den Ausgang der Sache erwartete, stand Walteck, ein schlichter Bürger, an der Hausflur, und vernahm mit thränenvollen Blicken die Nachricht von dem unglücklichen Ende der Schlacht. Wirklich zogen auch mehrere Kolonnen russischer und anderer Truppen, der Uebermacht des Feindes weichend, durch die Stadt, indem die bekümmerten, treuen Bürger unter die schweißbedeckten Krieger Lebensmittel ertheilten.

Schon waren die Truppen fortgezogen und allenthalben erscholl der Angstruf: »Der Feind! der Feind!« Da kam in größter Eile noch ein Kosak dahergesprengt, der am Sattelnovse ein Kind hielt,

und bei Erblickung Walteck's vom Pferde sprang. »Herr,« sprach er hastig: »Euer Gesicht verkündet einen ehrlichen Mann, nehmt euch dieses armen Geschöpfes an!« Mit diesen Worten schob er ihm das Kind auf den Arm, schwang sich auf's Pferd, und ritt im Galopp davon. Walteck blickte bald auf das Kind, das ihn freundlich anlächelte, bald auf den davon eilenden Kosaken, stand lange wie betäubt, an der Stelle, und erst das Einrücken feindlicher Reiter gab ihm die Besinnung wieder, im Innern des Hauses Schutz zu suchen.

Zu einer andern Zeit würde eine solche Bescherung diesem Manne und seiner Gattin, da sie kinderlos und bemittelt waren, nicht unwillkommen gewesen seyn; aber in dem Augenblick feindlichen Einfalls auf eine so seltsame Weise mit einer noch seltsamern Gabe bereichert zu werden, erfüllte sie mit Sorge und Angst. Sie suchten nun von dem Kinde selbst die Erörterung des sonderbaren Vorfalles, konnten aber aus den verworrenen Reden des kaum vierjährigen Mädchens nichts erforschen, als daß es Pauline heiße, und Personen vom bedeutenden Range oder Vermögen zu Aeltern haben müsse; auch fand sich außer einem kleinen silbernen Kreuze mit P. R. bezeichnet, das an einem seidenen Faden um den Hals hing, nichts, was näheren Aufschluß geben konnte. In der sicheren Hoffnung, der Kosake werde bei gelegener Zeit das Mädchen wieder abholen, beschloffen sie, dasselbe zu pflegen und ihm an nichts mangeln zu lassen; welchen Entschluß sie auch dann noch hielten, als sie durch Plünderung und Brandschatzung einen Theil ihres Vermögens verloren hatten.

Es ward Friede; das Kriegsgetümmel ruhte; die Straßen waren frei und offen; aber kein Kosak erschien. Die beiden Menschenfreunde beschloffen daher, das Mädchen, das an Körper und Geist herrliche Eigenschaften entwickelte, und große Liebe für die Pflegeältern an den Tag legte, als eigen nach ihrem Vermögen und Stande zu erziehen.

Als im Jahre 1812 Rußland von feindlichen Heeren heimgesucht wurde, und Oesterreich, dem Vertrage gemäß, Truppen abschickte, mußte auch der Cornet Hochheim, ein talentvoller Jüngling, dahin ziehen. Er fand wenig Gelegenheit sich auszuzeichnen, ward aber doch wegen seiner streng militärischen Haltung, und seines lobenswerthen Benehmens, bald zum Lieutenant befördert. Einst, als er zu Pferd, um zu rekognosciren, sich weit vom Lager entfernte, hörte er heftiges Säbelgeklirr, und mehrere verworrene Stimmen; die eigene Gefahr nicht bedenkend, eilt er hinzu, und sieht einen Kosakenhauptmann, der, bereits verwundet, gegen drei französischen Reiter sich vertheidigte. Hochheim rief ihnen mit barscher Stimme zu, vom ferneren Kampfe abzustehen, und war so glücklich, durch sein Ansehen den Mann zu retten. Er brachte seinen Gefangenen nach dem Hauptquartier, pflegte seiner Wunden, und sorgte für eine freundliche, standesgemäße Behandlung desselben. Mit dankbarem Herzen und Thränen in den Augen schied bei Beendigung des Feldzuges der bärtige Krieger von dem jungen, muthigen Retter.

Mehr Gelegenheit, sich hervorzuthun, fand der junge Hochheim in dem bald erfolgten Befreiungskriege gegen Frankreich, worin er mehrmal, mit Verachtung des Todes, sich an die gefährlichsten Posten drängte, sie behauptete, und daher auf dem Schlachtfelde zum Hauptmanne vorrückte. Der Krieg wurde durch die Einnahme von Paris beendigt, und Hochheim, noch vor seiner Rückkehr in's Vaterland, zum Major ernannt.

Walteck lebte mit seiner Gattin noch immer in stiller Anspruchslosigkeit in demselben Städtchen; ihr größtes Glück war Pauline, die immer mehr Reize des Körpers und mehr Anmuth des Geistes entwickelte. Wenige Jahre seit dem allgemeinen Frieden ward Major Hochheim nach diesem Städtchen mit einem Theile des Regimentes verlegt. Hier lernte er das, wegen ihrer Schönheit und Tugend hochgepriesene Mädchen kennen, er warb bei Walteck um ihre Hand, und da Pauline an dem schönen, allgeachteten Krieger Gefallen fand, kam die Heirath bald zu Stande, die mit großem Gepränge im Hause Waltecks gefeiert wurde.

Nach einem Jahre fing Pauline etwas zu kränkeln an. Der Gebrauch des Karlsbades wurde von den Aerzten, als das einzige Rettungsmittel, vorge schlagen. Der Major hielt um Urlaub an, und begab sich unverzüglich mit seiner Gattin nach dem reizenden Badeort, wo der Genuß der reinen Luft und die gewöhnliche Cur-Behandlung auf Paulinens Körper und Geist gleich wohlthätig einwirkte. Hoch-

heim machte mehrere Bekanntschaften unter den Gurgästen, und befand sich mit seiner Gattin oft in den glänzendsten Zirkeln. Eines Tages, da er mit Paulinen einen Ausflug nach einer der anmuthigsten Partien um Karlsbad unternahm, traf er Gesellschaft, worunter ihm ein russischer General besonders auffiel. Der Major brach auf, der General näherte sich höchst artig, und fragte, ob er nicht Hochheim heiße? Der Major bejahte es. »Dann, Herr, muß ich sie an's Herz drücken,« rief der General, »meine alten Augen haben mich dießmal nicht betrogen, sie sind mein Lebensretter!« und somit umarmte er den erstaunten Major mit ungestümmter Herzlichkeit. Dieser konnte sich den Vorgang nicht enträthseln. »Wie, edler Mann,« versetzte der General, »der russische Feldzug und Graf Randnovsky sollte ihrem Gedächtnisse entschwunden seyn?« Jetzt erst erkannte der Major den, von ihm geretteten — Kosakenhauptmann.

Groß war die Freude beider Krieger, an welcher auch Pauline Theil nahm, besonders pries sich der General glücklich, da er auch die kennen gelernt, die seinem Retter Freuden auf die Pfade des Lebens streue. Er begleitete den Major nach seiner Wohnung, und äußerte mehrmal, Einen Wunsch habe Gott ihm in dieser Stunde erfüllt, da er Hochheim gefunden, und ihm die Rettung aus den Händen gieriger Feinde herzlich danken könne; aber einen andern Wunsch hege er und seine Gattin, dessen Gewährung wahrscheinlich über die Gränzen dieses Lebens hinausliege, wenigstens habe

er die Hoffnung aufgegeben. Man drang in ihm, seinen Wunsch zu eröffnen, und der greise Krieger begann.

»Für den Militärstand gebildet, ward ich im Jünglingsalter einem Kosakenregimente zugetheilt, und bald befördert. Ich heirathete ein Fräulein aus einem der angesehensten Häuser zu Moskau, und meinem Glücke fehlte nichts, als — Dauer. Ich war beordert, gegen Frankreich aufzubrechen; meine Gattin, die mich gränzenlos liebte, ließ sich nicht abhalten, mich in alle Beschwerden und Gefahren des Krieges zu begleiten. Es kam zur Schlacht; sie befand sich mit meiner vierjährigen Tochter und meinem alten, treuen Kosaken im Rücken der Armee. Das Glück des Sieges entschied für die Feinde; wir wurden überflügelt, der Ort, wo meine Gattin mit dem Kinde sich sicher glaubte, plötzlich überfallen, sie selbst gefangen, jedoch bald wieder entlassen. Der Kosak, dessen Obhut das Mädchen besonders anvertraut war, rettete sich, wie ich später erfuhr, durch schnelle Flucht, starb aber an einer Wunde; von dem Mädchen ist mir keine Nachricht geworden. Seit dieser Zeit beweine ich und meine Gattin das Mädchen als todt, und obwohl die Hoffnung, sie wieder an unser Herz zu drücken, längst schon abgeblüht ist, so wird doch dieser Wunsch erst mit uns zu Grabe gehen.«

Der Major fragte schnell einfallend, ob er nicht etwa ein Zeichen wüßte, woraus das Kind zu erkennen wäre? — Der General bemerkte, außer einem kleinen, silbernen Kreuze, das die Mutter ihm an einem Seidenfaden um den Hals gehangen, wisse er sich an keines zu erinnern. »Waren Buchstaben in

daselbe eingegraben?« forschte Hochheim, von einer Ahnung mächtig ergriffen. — »» P. R. die Namenschiffre des Mädchens, «« versetzte der General. — » Heiliger Gott, mein Vater! « schrie bei diesen Worten Pauline, sie wollte aufstehen, sank aber todtenbleich und bewusstlos auf den Stuhl zurück. Der General erschrock und blickte mit pochendem Herzen und ausgestreckten, zitternden Händen auf die Ohnmächtige. Sie erholte sich endlich, und zeigte hastig das Kreuz vor, das sie niemals abgelegt hatte; der General erkannte es für dasselbe, das seine Gemahlin dem Kinde umgegeben, und da alle übrigen Umstände zusammentrafen, so flog Pauline weinend an das freudig erschütterte Vaterherz. Nun verlangte sie auch mit heftiger Sehnsucht nach der Mutter, der General, dem das Entzücken die Behendigkeit eines Jünglings gab, eilte sogleich fort, um seine Gattin auf die große Freude, die ihrer wartete, vorzubereiten. Nach einer Weile kam der Major, auf dessen Arme gestützt Pauline, mit laut pochendem Herzen näher wankte. Kaum waren sie zu des Generals Wohnung gekommen, so stürzte ihnen, mit dem Ausrufe: »Wo, wo ist meine Tochter?« eine Frau entgegen, deren höchst interessante Gesichtszüge Spuren langgenährten Kummers trugen. »» Hier zu Ihren Füßen! «« schluchzte Pauline, und umflammerte der Mutter Knie. Die Gräfin sank ohnmächtig in des Majors Arme; der Tochter Küsse riefen sie bald wieder in's Leben zurück, nun umschlang und liebkosete jene mit Jubrunst die Wiedergefundene, und wollte sie nicht mehr aus den Armen lassen. Lange währten die Umarmungen und das

Entzücken beider Frauen, bis sich endlich das Uebermaß des Gefühles in sanfte Thränen auslösete, und liebevollen Worten Raum gab.

An einem schönen Abende saß Walteck mit seiner Frau an der Hausflur; Beide sprachen von ihrer geliebten Ziehtochter, welche sie noch in Carlsbads üppigen Gefilden vermutheten, als unter dem fröhlichen Tone des Posthorns ein großer russischer Reisewagen durch die Straße herabfuhr und gegen Waltecks Haus lenkte. Der Wagen hielt still; heraussprang zuerst Pauline, dann der General, der auf dem Arme den kleinen Enkel schaukelte, nach ihm die Gräfin, endlich Hochheim, der, von Wonne durchdrungen, einen stillen Zeugen der folgenden Freuden Scene abgab. Walteck starrte voll Bewunderung die Fremden an; sein Staunen wuchs, als der General ihn ohne Umstände kräftig in seine Arme schloß, und die Gräfin, die, sich ehrerbietig sträubende Gattin desselben mit Küssen bedeckte. Der Major gab die Erklärung des Vorfalles, und nun folgte ein lauter Jubel, an welchem das halbe Städtchen Antheil nahm. Der General umfaßte auf einer Seite den Major, auf der andern Walteck. »Kinder« sprach er gerührt, »wir machen von nun an nur Eine Familie aus, der Himmel selbst hat uns dazu verbunden. Dir, ehrlicher Mann, verdanke meine Tochter Pflege und Erziehung; Dir, mein Sohn, verdanke ich das Leben, verdankt mein Kind einen treuen Freund, der sie liebe reich durch das Leben führt, und ihre Tage verschönert.

Kann es noch edlere, noch heiligere Bande geben?
Und wer hat sie geschlungen? — Menschenliebe
und treue Pflichterfüllung! — Nur die Tu-
gend hat solchen Lohn!“

Zimmer lauter wurde die Freude in dem sonst
stillen Hause Wastek's, und ein hundertfacher Vi-
vaturuf von dem um das Haus versammelten Volke,
dem Kosakenkinde dargebracht, stimmte fröhlich in
den Jubel der beglückten Familie.

Text: Wer sich freut über das Unglück eines Andern
bleibt nicht unbestraft.

Sprichw. 17. 5.

Des Neides Folgen. *)

Des Lasters Pfad ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen,
Alein sein Fortgang ist Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.

Gellert.

Lauter Jubel und lärmende Freude erschallte durch die Stadt Bozen; rauschende Musik von Schalmeyen und Flöten durchtönte die Lüfte; geschmückt erschien die junge Bevölkerung und strömte hin nach dem festlich verzierten Stadthause, wo der Bürgermeister ein reiches Banquet gab, woran die sämmtliche Bürgerschaft den lebendigsten Antheil nahm. Es war nämlich der Grundstein gelegt worden zu dem neuen Thurme der gothischen Hauptkirche, der an Schönheit und Höhe, für den ersten in ganz Tirol gelten sollte. Ein so wichtiges Ereigniß, mit ehrwürdigen Gebräuchen begonnen, sollte nun mit

*) Hierzu das Titellupfer.

Tanz und Gelage beschlossen werden. Der Saal im Stadthause bot fast nicht Raum genug, die Menge der Tänzer und Tänzerinnen zu fassen, worunter auch mehrere ritterliche Personen prangten, und das Fest verherrlichten. Auch die wichtigeren der Arbeitsleute am Bau des Thurmes waren geladen.

Unter letzteren zog besonders ein junger Mann von kaum 25 Jahren die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich. Mit schlanker Körpergestalt verband er sanfte geistreiche Züge eines blühenden Gesichtes; ein rothsammtnes Baret mit weißer Schwungfeder und silberner Agraffe saß etwas schief auf seinem blonden Lockenhaare; ein seidnes Wams, das knapp anlag, ein schön gesticktes Kollet, eine blauseidne Schärpe gab ihm ein äußerst schmuckes, ritterliches Ansehen. Nur die schönsten und adeligen Fräulein waren darum seine Tänzerinnen; an deren Arme er mit Grazie den Saal hinabwirbelte.

Der junge, schmucke Mann war der Baumeister des Thurmes, nannte sich Luz von Schusseneried. Er stammte aus einer adeligen verarmten Familie in der Schweiz ab; hatte aber mächtige Gönner gefunden, durch deren Unterstützung er auf Reisen nach Italien aus den vorhandenen Meisterwerken früherer Jahrhunderte architektonische Kenntnisse sich in so hohem Grade in kurzer Zeit erwarb, daß seine Gönner keinen Anstand nahmen, den talentvollen jungen Mann dem Bürgerrath von Bozen zum Behufe ihres beabsichtigten Baues bestens zu empfehlen.

Im Hintergrunde des Saales saß bei vollen Weinhumpen Walter, der Meister Steinmetz; um ihn hatten sich einige Bürger gelagert, welche theils

den Humpen zusehten, theils auf die, lustig im Kreise dahin tanzende Jugend blinzelten und dem schönen Schusse rief gebührenden Beifall einander in stammelnden Worten zunickten. »Ei, ihr Herrn versteht wohl auch nicht, was Rechtens,« rief Walter ihnen zu, indem er den Weinkrug heftig auf den Tisch stieß; »so einen wälschen Fant ruft man hierher und setzt die Landeskinder zurück; ist das recht! Und Element, was baut er denn so Besonderes? das hätte ich auch so gut oder noch besser gemacht. Seht ihn nur an den seidnen Buben, sieht er nicht aus wie ein Weib? Hol mich dieser und jener, das war nicht recht von der Bürgerschaft, so einem windigen Tanzmeisterlein Geld und Ruhm mit vollen Händen in den Sack zu schieben!« So brummte er längere Zeit hindurch fort, von Neid gestachelte und vom Weingeiste umnebelt; seine Genossen achteten nicht viel auf die böswilligen Reden, und deuteten lächelnd auf die Stirn, der Wein nämlich habe ihn da verrückt. Als er aber lauter und ungestümer wurde, so erhoben sich mehrere aus der Gesellschaft und stießen den Poltron zum Saale hinaus.

Das Fest hatte, ungeachtet des, auf die Freude Aller störend einwirkenden Ereignisses, seinen Fortgang; nur Walter kochte Galle in seinem Herzen, und er schwor insgeheim dem ahnungslosen Schusse rief Haß und Rache.

Der Thurm ohnedieß schon über die Hälfte der Vollendung nahe gerückt, gewann täglich an Höhe und Zierde, und die Zufriedenheit des Bürgerrathes und die Freude der Bürger darüber steigerte sich in gleichem Grade. Walter, der seit dem Ereignisse

auf dem Banquete sehr einsilbig geworden war, oblag seinem Geschäfte mit ungewöhnlicher Regsamkeit; aber in seinen Mienen waren mit schrecklichen Zügen all die niedern Leidenschaften abgedrückt, welche in seiner Seele wütheten, und ihn zu ihrem willenlosen Sklaven gemacht hatten.

Ungefähr einen Monat, nach erwähntem Banquete, erschien eines Abends Walter bei seinen Genossen in der Schenke; teuflische Schadenfreude leuchtete aus seinem Gesichte, und die Hestigkeit in seinem Mienenspiel und das kreischende seiner überlauten Stimme, ließ auf einen gewaltigen Sturm in seinem Innern schließen. Er setzte dem Weine tüchtig zu, und betheuerte seinen Trinkgesellen in der Schenke, sie sollten in kurzer Zeit seinen Namen wie die Sterne glänzen sehen. Mit Toasts und Gelächter wurden diese Bethenerungen aufgenommen, und Walters Betragen gewann immer mehr den Charakter des Furchterlichen. Endlich hob die Gesellschaft Trinklieder und allerlei andere Gesänge an, und Jeder stimmte nach Maßgabe seiner Stimme, die bei den Meisten bereits in ein Lallen überging, in dieselben ein. Bei Walter schien der Seelensturm sich in etwas zu besänftigen; und Wein und Schlaf schloß manchmal seine Augenlieder.

Da schlug es Mitternacht. „Hört,“ rief einer aus den lustigen Brüdern des Bacchus, „hört die Geisterstunde! Seht werden Kobolde und Gespenster wach. Hier sind drei Goldgulden; wer wagt es, das höchste Gerüste des Thurmes zu besteigen und mir vom obersten Theil einen Stein hierher zu bringen!“ Alle erblickten über den Frevler und blickten einander mit

bedenklichen Mienen an. »Wer will das Geld verdienen? Niemand?« fragte der Zeher zum zweiten Male. Mehrere blickten sehnüchtig auf die schimmernden Goldstücke, die zwischen die Trinkgefäße hingeschleudert lagen; aber Keiner wollte sie gewinnen. — He, Meister Walter,« schrie der Frevler, zum dritten Male, »seid Ihr auch so eine Memme, wie diese Alle? Ihr habt gesagt, wir würden in Kurzem Euren Namen wie die Sterne glänzen sehn. Wohl-an, laßt uns ein Vorspiel Eures Ruhmes sehen. Nehmt dieß Gold und besteigt jezt den Thurm!«

Mit wild rollenden Blicken und geballter Faust erhob sich Walter gegen den Sprecher. »Ich will dein Geld nicht, elender Wicht, der du es wagst, mich eine Memme zu schelten, und meinen Ruhm gedenkst zu schänden. Ha, ha, du bist gewiß ein Abgesandter von dem windigen Schussenried. Auf, Kameraden folgt mir zum Thurme!« Somit stieß er den Tisch sammt allen Trinkgeschirren über den Haufen und stürmte zur Thür hinaus, indem alle anwesenden Gäste ihm schüchtern und mit bange klopfendem Herzen nachfolgten.

Taumelnd eilte Walter dem Thurme zu und stieg rasch das Gerüste hinan; wie ein Gespenst sahn ihn seine Trinkgenossen zwischen den Brettern und Balken dahin wanken, und warteten am Fuße des Thurmes mit wachsendem Grauen den Erfolg des Wagestückes ab. Plözlich vernahmen sie von den oberen Theilen des Thurmes ein Getöse, wie ein Krachen, dann einen Angstschrei und im Augenblicke darauf stürzte Walter von der Höhe häuptlings in die Tiefe der Stadt herab. Mit Entsetzen fuhren die mei-

sten der Anwesenden zurück, sie vermeinten Satan fahre in leibhafter Gestalt durch die Lüfte. Zerschmettert lag der Unglückliche am Boden. Seine Genossen erhoben ein schreckliches Jammergeschrei; einige liefen heulend vor Angst durch die Gassen der Stadt und die geschäftige Fama raunte den aufgeschreckten, schlaftrunkenen Einwohnern in die Ohren, der böse Feind habe den Thurm umgestürzt. Oh noch eine halbe Stunde verging, war die ganze Stadt in Alarm; auch Schussenried erschien auf dem Plage und war nicht wenig bekümmert um das Unglück, das nach seiner Meinung vielleicht der Sturz eines kleinen Theiles vom Gerüste mochte verursacht haben.

Walter wurde indessen in ein benachbartes Haus geschafft, und der Arzt herbeigeholt. Der Anblick Schussenrieds, der sich ihm tröstend nahte, und ihn über die Ursache seines Unfalles befragte, machte ihn beben, und mahlte die Furien bösen Gewissens auf seine sterbenden Züge. Er gestand vor der versammelten Menge, daß er aus Neid dem jungen Meister Schussenried nach dem Leben gestrebt, und daher am verflossenen Abende, auf dem höchsten Theile des Gerüstes ein Bret so angebracht habe, daß wer es immer betrat, in die Tiefe stürzen mußte. In der festen Ueberzeugung der junge Meister werde am frühesten Morgen der erste den Bau ersteigen, war er des Unterganges Schussenrieds gewiß, ohne den Verdacht der Unthat auf sich zu laden. Allein, da er in Folge der Wette selbst das Gerüste bestieg, und vom Weine betäubt und von der Finsterniß geblendet nicht recht erkennen konnte, welches das verhängnißvolle Bret sei, so wäre er, in der Meinung

diesem auszuweichen, mit um so größerer Kraft gerade auf die Falle getreten, und so selbst herabgestürzt.

Mit Grauen vernahmen die Umstehenden die schreckliche Begebenheit, und wendeten sich mit Abscheu von dem Bösewicht ab, der, eh der Morgen graute, unter gräulichen Flüchen verschied; — eine furchtbare Warnung, gezeichnet von dem mächtigen Finger des rächenden Gottes.

Schussenried, mit dem die Huld des Himmels zu seyn schien, vollendete zu seinem Ruhme den Thurm, der noch heute die Bewunderung der Fremden auf sich zieht!

Die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes.

Buch d. Weish. 3. 1.

Ludwig des Heiligen Ende.

— Staub zerfliehet;
Doch ewig unverzänglich
Doch ewig überschwenglich
Bleibst Du, o Gottgeliebter
O Geist, der Tugend liebt!

Rosergarten.

Ludwig der Heilige, ein Mann voll regen Eifers für das Gute, faßte zum zweiten Male den Entschluß, Palästina anzugreifen, obschon sein erster Versuch ähnlicher Art in frühern Jahren misslungen war, und überhaupt die Erfahrung bewiesen hatte, wie wenig durch die zahlreichen Scharen der Kreuzfahrer, und durch das in Strömen vergossene Blut derselben bisher erzwengt worden sei. Er versammelte die Großen des Reiches an seinem Hofe, schilderte den jammervollen Zustand des heiligen Landes, und der Christen daselbst, und eröffnete ihnen seinen unerschütterlichen Entschuß, der Noth der Mitbrüder in jenen Gegenden zu Hülfe zu eilen. Kaum hatte er seine Rede geendigt, so stieg er vom Throne,

und empfing aus den Händen des päpstlichen Abgeordneten vor den Augen der versammelten Menge, mit gebeugtem Knie das Kreuz, welches nach seinem Wunsche auch seine drei ältern Söhne annahmen. Dem Beispiele der königlichen Personen folgte nicht nur eine große Anzahl Edelleute, sondern auch fürstliche Häupter, wie Karl von Sicilien; selbst Frauen enteilsten, von edler Begeisterung hingerissen, dem heimathlichen Herd und der Spindel, und folgten ihren Männern in Kampf und Gefahr.

In der einen Hand die Driflamme, in der andern den Pilgerstab, um die Mitte des Leibes, nach damaliger Sitte, den Gürtel der Pilger tragend, schiffte er 1270 zu Uigues-Mortes sich mit seinen Truppen ein. Es war beschlossen, vor Allem Tunis zu erobern, weil die Einwohner, als Seeräuber, die Meere unsicher machten, die Privatschiffe wegnahmen, welche man den christlichen Heeren in Palästina nachschickte, und so die Kreuzzüge erschwerten. Man landete unweit Carthago, das die Mauren um diese Zeit über den Ruinen wieder zu erbauen versuchten. Hier, auf Dido's ehemaligem Pallaste in Hannibals Vaterlande, wo einst Gätulier, wo Phönicier und Römer, wo Vandalen und Griechen, wo Araber in blutigen Schlachten um den Besitz des Landes sich würgten, stiegen Prinzessinnen und fürstliche Damen aus Frankreich an's Land, und lustwandelten am Arme ihrer Gatten in den reizenden Oehlbaumhainen und unter prangenden Palmen. Durch den Zauber, der über den reizenden Fluren ausgegossen lag, wuchs bei den Befehlshabern, wie beim Troß, die Kampflust und der Muth zur Flamme der Begeisterung an.

Allein nicht lange dauerte dieser liebliche Traum; die Strahlen des Glückes schwanden, im Hintergrunde standen schwarze Gewitterwolken, die immer näher heraufzogen. Ludwig fühlte sich zu schwach, Tunis anzugreifen, bis nicht sein Bruder, König von Sicilien mit den Hilfstruppen angelangt wäre; er verschanzte sich daher auf der Landenge, wo er seine Mannschaft ausgeschifft hatte, und verhielt sich ruhig. Die Mauren jedoch erschienen bald in ungeheuren Schwärmen, griffen das Lager an und beunruhigten die Gelandeten unaufhörlich. Es gehörte der begeisterte Muth der Kreuzfahrer dazu, um in der angenommenen Stellung sich zu behaupten. Die Soldaten, an die Glühitze Afrika's nicht gewohnt, erkrankten; die Krankheit nahm täglich mehr überhand, wurde ansteckend und artete in ein förmliches Pestübel aus, das täglich eine große Anzahl wegraffte. Um das Elend und die Noth der Kreuzfahrer zu vollenden, schleuderten die Feinde, nach ihrem barbarischen Verheerungsgeiste, eine große Menge feinen Sandes mittelst Maschinen in die Höhe, der dann vom Winde getrieben, auf die Umschanzten herabfiel, und tödtliche Folgen für sie hatte, nicht anders, wie der in jenen Gegenden einheimische Wind Chaussim, der eine Menge ungemein feinen Sandes mit sich führt, dessen Einathmen auf Menschen und Thiere giftige Wirkungen hat. Auf diese Weise, und durch die beständigen kleinen Gefechte geschah es, daß in Kurzem die Hälfte der Mannschaft hingerafft wurde, und ein großer Theil der Lebenden erkrankt in den Zelten lag.

Ludwig, der keine Gelegenheit versäumte, seine

Unterthanen zu trösten, ging von Gezelt zu Gezelt, sprach ihnen Muth und Trost zu, sorgte mit edler Selbstaufopferung für deren Pflege. Allein sein Körper, schon geschwächt durch Alter, vieljährige Drangsale, und durch viele, im Gebethe und in Sorgen für sein Volk durchwachte Nächte, ertrug diese Anstrengung nicht; auch er fühlte sich von dem Pestübel ergriffen. — Um seine Mannschaft nicht gänzlich des Muthes zu berauben, fuhr er fort die Kranken zu besuchen, dem Volke Recht zu sprechen, und dem stürmenden Feinden auf den Wällen die Stirn zu bieten; bald aber konnte er auch das Gezelt nicht mehr verlassen, und sein Ende nahte mit Riesenschritten heran.

Selbst außer Stand für das Wohl seines Volkes zu sorgen, übertrug er seinem ältesten Sohne Philipp, dem Reichserben, die Herrscher Sorgen, und überreichte ihm schriftlich eine Unterweisung, die er selbst mit sterbender Hand aufgesetzt hatte, worin er ihm mit rührenden Worten, Liebe zu Gott, Sorgfalt bei Auswahl seiner Rathgeber, Gerechtigkeit gegen Jedermann, genaue Ueberwachung der Staatsdiener bei Ausübung ihrer Aemter empfahl. Sodann ließ er sich mit dem Sterbesakramenten versehen. Kniend neben seinem Lager, stimmte er mit fester Stimme in die Gebethe der Sterbenden mit ein, bethete auch für die Erleuchtung der Ungläubigen und ließ sich dann, so entbunden der Verpflichtungen gegen seine Völker, auf ein mit Asche bestreutes Bett legen, mit gefalteten Händen, die Augen zum Himmel gerichtet, sein Ende erwartend.

Nun zeigte sich dem unbefangenen Beobachter ein höchst kontrastirendes und heftig erschütterndes Schau-

spiel. In der Ferne gewahrte man die sicilianische Flotte, die mit vollen Segeln Afrika's Gestaden zu-eilte, die benachbarten Hügel waren mit zahllosen Mauren bedeckt, welche mit wildem Feldgeschrei und lärmenden Waffenübungen die Luft erfüllten; im Lager der Kreuzfahrer hatte banger Schreck und dumpfe Verzweiflung ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Todtenstille herrschte durch Karthago's Ruinen; der sterbende Monarch war von seiner weinenden Familie, von den bestürzten Befehlshabern, von den edlen Frauen umgeben, welche händeringend ein schauder-volles Bild des höchsten Jammers und des Schmerzens boten. Die Soldaten traten wehmuthsvoll an des Gezelt's Eingang, und die Thränen, die zahlreich über ihr bärtiges Angesicht rollten, bewiesen, wie sehr Ludwig's Milde und Gerechtigkeit sich Aller Herzen, der Vornehmen wie der Niedern gewonnen hatte; selbst die Kranken schleppten sich von ihrem Schmerzenslager durch die Gezelte bis zu des Königs Sterbebett, um den noch Ein Mal zu sehen, der sie so liebevoll besuchte, und sich für ihr Heil geopfert hatte. So allgeliebt und allbeweint starb kein Sokrates; Cato's stoische Grundsätze, dessen Todesort Utika man von des Königs Gezelt aus sehen konnte, verschaffte ihm die himmlische Ruhe und Zuversicht nicht, wie das Christenthum und das Bewußtseyn rühmlicher Thaten Ludwig, dem Heiligen.

Nachmittags (25. August desselben Jahres) erhob sich Ludwig noch Ein Mal, senkte tief auf, und sprach deutlich: »Herr, ich kehre in Deine Wohnung zurück, und werde Dich anbethen in Deinem heiligen Tempel;« hierauf sank er zurück und sein Geist schwang

sich zur Ewigkeit empor, deren er würdig war. In demselben Augenblicke erscholl Zinkenschmettern und Trompetenschall vom Hafen her; die Sicilianer waren gelandet. König Karl, des Verbliebenen Bruder, das Schrecklichste ahnend wegen der Todtenstille und allgemeinen Niedergeschlagenheit, fliegt zu dem königlichen Gezelte, und findet den vielgeliebten Bruder todt auf dem Aschenlager. — In Thränen zerfließend, stürzte er sich auf die theure Leiche, küßt mit Ehrfurcht die Hände des Frommen, und konnte nur mit Gewalt von den Ueberresten des selig Entschlafenen getrennt werden, der so blühend, als ob er lebte, mit rothen Lippen da lag; denn selig ist der Tod des Gerechten, seine Werke folgen ihm nach, und die Reinheit seiner Tugend leuchtet noch schön aus den edlen Zügen des Verklärten!

Text. Wer den Herrn fürchtet, ehret seine Aeltern, und wie seinen Gebietern wird er ihnen dienen, die ihn geboren haben.

Eccles. 3. 8.

Macht der kindlichen Liebe.

Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter,
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

Göthe.

Die alte Geschichte ist voll der schönsten Beispiele rührender Tugenden, edler Charakterzüge, aber auch voll der Schilderungen gräßlicher Ungeheuer, die je Menschengestalt trugen; es gibt keine Tugend, kein Laster, wovon wir nicht ein Beispiel aus dem Alterthume auffänden, das wir der Jugend entweder zur Bewunderung oder zur Warnung verlegen könnten. So richtig das einerseits ist, so unbillig verfahren wir andererseits gegen das Mittelalter und die neuere Zeit, auf deren Kosten wir die Urzeit erheben, als ob seitdem alle Fibern des Edelmutheß erstorben, alles Mark heldenmüthiger Entschlossenheit vertrocknet, aller Geist stiller Tugenden entflogen wäre, da doch die Weltereignisse und Schicksale der Völker, und einzelner Menschen aller Jahrhunderte, reich sind an solchen Beispielen bewunderungswerthen Thatensin-

nes und liebenswürdiger Charaktere, wie an Schreck-
bildern entmenschter Bösewichter.

Wer kennt nicht den edlen Zug kindlicher Liebe an den beiden Jünglingen Cleobis und Biton, die ihre Kleider auf dem Wege ausbreiteten, und über dieselben ihre Mutter, Priesterinn der Juno, aus Ermangelung des gesetzlich bestimmten Zugviehes, selbst nach dem Tempel zogen? Alte und Neuere schilderten diese That mit glänzenden Farben. Welches Urtheil werden wir aber über folgende Begebenheit fällen?

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges — der verheerendsten Fackel, die je über einen großen Theil Europas geschleudert wurde — sah sich auch das baden'sche Gränzstädtchen Pforzheim in gewaltigen Schrecken versetzt. Die Kaiserlichen hatten in der Schlacht bei Nördlingen einen glänzenden Sieg errufen, und rückten mit Macht heran. Die Bewohner von Baden und Württemberg verließen ihre Wohnsitze, flüchteten in unwegsame Gebirgsschluchten, vergruben sich in unterirdische Höhlen, um ihre geringe Habe, oder wenigstens ihr Leben zu sichern. Nicht anders handelten auch die Einwohner des genannten Städtchens, die ihr Eigenthum größtentheils zurückließen, und zerstreut in der Nachbarschaft, besonders jenseits des Rheins, Schutz suchten. Dasselbst lebte auch M., Beamter in badenschen Diensten, ein allgeachteter, junger Mann mit seiner kranken Mutter und einigen jüngeren Geschwistern. Die Frau litt an einem schmerzlichen Sichtübel, und war nur manchmal bei günstiger Witterung im Stande, ihre Wohnung zu verlassen, und mit unsäglichlicher Mühe und un-

ter heftigen Schmerzen sich in die nahe Kirche oder in den benachbarten Garten zu schleppen. Der Drang der Umstände machte auch der Familie schnelle Flucht nöthig. N*** gedachte über den Rhein zu ziehen. Wie aber die betagte kranke Mutter fortschaffen, da um keinen Preis mehr ein Fuhrwerk zu bekommen war?

»Ach, flieht meine Kinder!« sprach die biedere Frau, »flieht, ich bleibe gern zurück; mein Alter schützt mich vor Gewalt, und die Krankheit verheißt mir ohnedieß baldige Auflösung. Was verliert ihr, was die Welt an mir? und ruhig will ich mein Haupt aufs Sterbelager hinlegen, weiß ich nur euch gerettet!« — »»Nein,«« riefen die Kinder und stürzten weinend vor das Lager der Kranken auf die Knie, »»wir ziehen alle, oder wollen alle hier in den Armen unserer guten Mutter sterben!«« Während die Jüngern die Mutter umklammerten; und weinend bethenerten, sie dürfe nicht zurückbleiben, um den Händen roher feindlicher Soldaten überliefert zu werden, eilte N*** hinaus, um der Verzweiflung, die in seinem Herzen zu wüthen begann, durch laute Klagen gegen den Himmel Luft zu machen. Schon nahen die Scharen der Krieger; Rauch und Blut bezeichnet ihre Bahn; die Gefahr wächst mit jeder Minute. Da erblickt N*** in einem abgelegenen Theile des Hauses einen Karren, dessen man sich sonst zum Fortschaffen von allerlei Waaren in die nächsten Theile der Stadt bediente. Wie ein Blitzstrahl fuhr es durch seinen Kopf; er zieht ihn hervor, setzt ihn schleunig in Stand, breitet Kleider und Bettzeug über denselben, und hebt seine Mutter mit, Hilfe der Geschwister, darauf; freudig spannen

sich, ihn ablösend, die Jüngerer vor, und trugen dabei noch so viel von ihrer Habe, als fortzuschaffen war. Die nächste Stunde sah sie bereits außer den Mauern ihrer Vaterstadt.

Nun erst stellten sich den edlen Geschwistern bei ihrem Rettungsplane unbeschreibliche Hindernisse entgegen. Bald mußten sie, um andringenden Scharen auszuweichen, die Heerstraße verlassen und auf mühsamen Seitenpfaden das Weiterkommen versuchen; dort hemmte ihren Weg ein Waldstrom; hier ein Berg, der zu erklimmen war, bald mußten sie in einen Wald flüchten, und zwischen Dorn und Gesträuch angstvoll dahinziehen, bald gab dieselben ein weites Feld den spähenden Augen der Verfolger bloß. Oft schritten die Jüngerer, mit Thränen in den Augen, vor Müdigkeit und Schmerz hinter dem Karren her, die zarten Füße waren verwundet, manchmal sanken sie kraftlos am Wege hin; aber der Blick auf ihre inniggeliebte Mutter, die unablässig um Segen für ihre Lieblinge zu Gott bethete, der Blick auf ihren edlen Bruder, der mit Standhaftigkeit stets das Beschwerlichste auf sich nahm, und nebstbei mit zärtlicher Sorgfalt den Unterhalt Aller besorgte, gab ihnen neue Stärke, neuen Muth. Unererschütterliche Ausdauer errang den Sieg. Sie erreichten den Rhein, und nach dessen Ueberfahrt auch Landau, wo ihre Mutter gesichert war. Wie im Triumphe zogen sie ihre Mutter, in dem Karren fahrend, in die Stadt ein, wo das Volk zusammen lief, und mit tiefer Rührung die wackere Familie betrachtete.

Steht diese wahre Begebenheit jenem Bilde aus

der griechischen Mythenzeit nicht als eine würdige
 Parallele zur Seite? welche Beschwerden, welche Ge-
 fahren hatten die griechischen Jünglinge bei ihrer
 That zu bestiegen? Keine. Aber welche Selbstverläng-
 nung, welche Verachtung augenscheinlicher Gefahren,
 welche Schmerzen und Besorgnisse kosteten dieser deut-
 schen Familie ihre wahrhaft große That! Jedermann
 pries den Edelmuth und die Tugend der Kinder, und
 dankte mit der bejahrten Frau der waltenden Vor-
 sicht, die mit Segen und Kraft den jungen Mann und
 seine zarten Geschwister ausgerüstet hatte, und die
 Rettung zur lauten Freude Aller gelingen ließ! Ihre
 Namen glänzen, wenn auch nicht überall in Jahrbü-
 chern der Geschichte, doch gewiß ihr Andenken in
 den Herzen jener Biederer, denen Tugend und
 deutsche Treue heilig ist.

Höret auf, Uebles zu thun, und lernet Gutes wirken.

Isaias 1. 17.

Des Slaven Dankbarkeit.

Ungebeten; so strömt der erfrischende Regen zur Erde,
Ungebeten; so thut auch der Gutmüthige Gut's.

Herder.

In Tunis reizendem Meeresstrome besaß ein reicher Türke ein weitläufiges Landhaus, und herrlich blühende Gärten, die, auf europäische Art angelegt und mit Gewächsen aller Erdtheile geschmückt, die Bewunderung der Bewohner von Tunis anregten. Bearbeitet wurden dieselben, wie viele andere Bauten, die der türkische Gutsbesitzer führte, von einer großen Zahl Christensclaven, die, bei strenger Arbeit und magerer Kost, der grausamsten Behandlung Preis gegeben waren.

Viele dieser Unglücklichen erfüllte die Hoffnung einer baldigen Befreiung aus den Banden ihres Elendes; als aber diese allmählig schwand, und sie nur eine lange Nacht der Trübsale und Leiden vor sich sahen, da trieb die Verzweiflung sie zu einer Verschwörung gegen ihren Herrn und ihre Wächter.

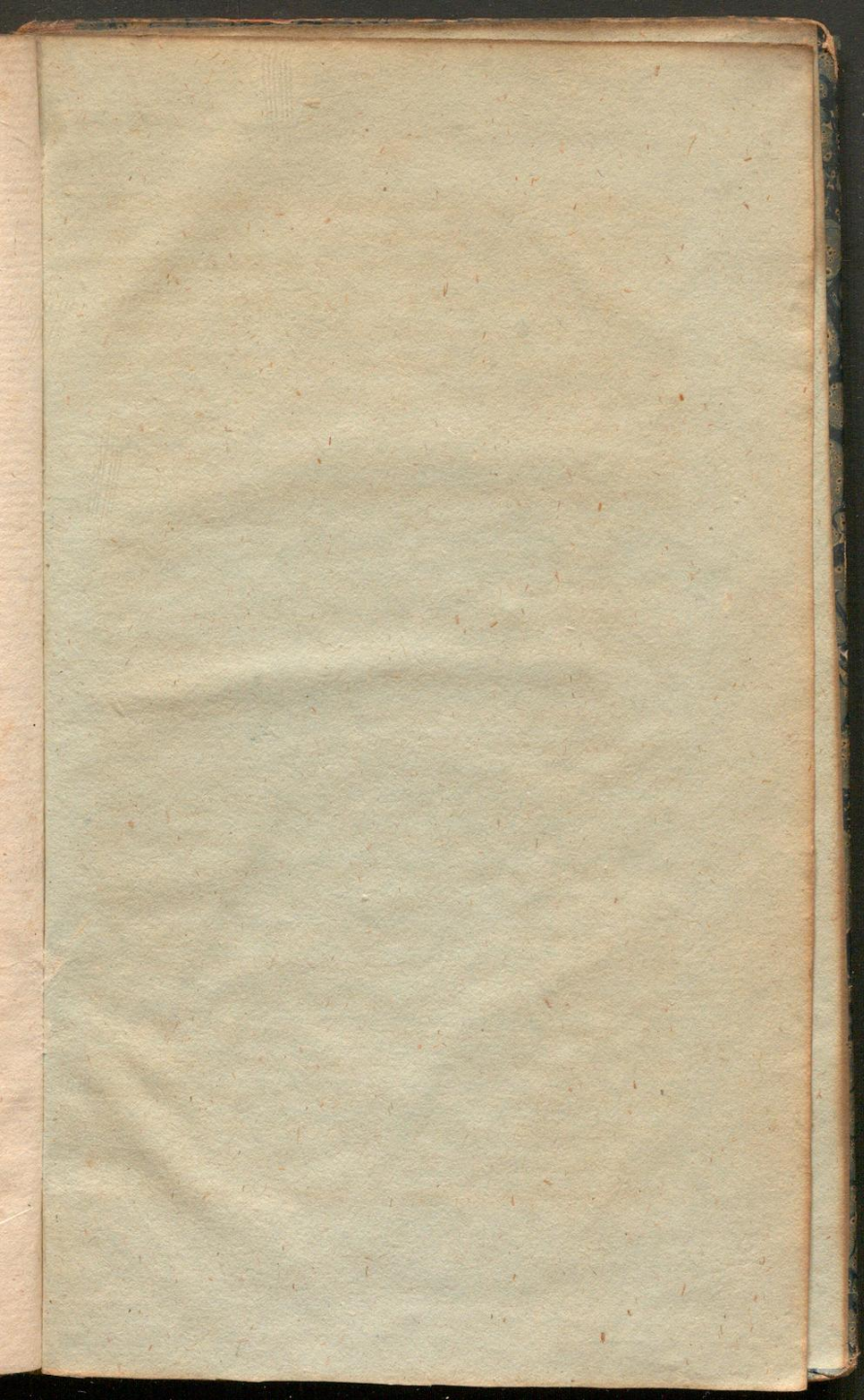
Sie zerbrachen ihre Fesseln, erschlugen im Landhause ihre Aufseher und Alle, welche nicht Sklaven waren, und beeilten sich, die in der Bucht liegenden Boote zu besteigen und den europäischen Küsten zuzusteuern.

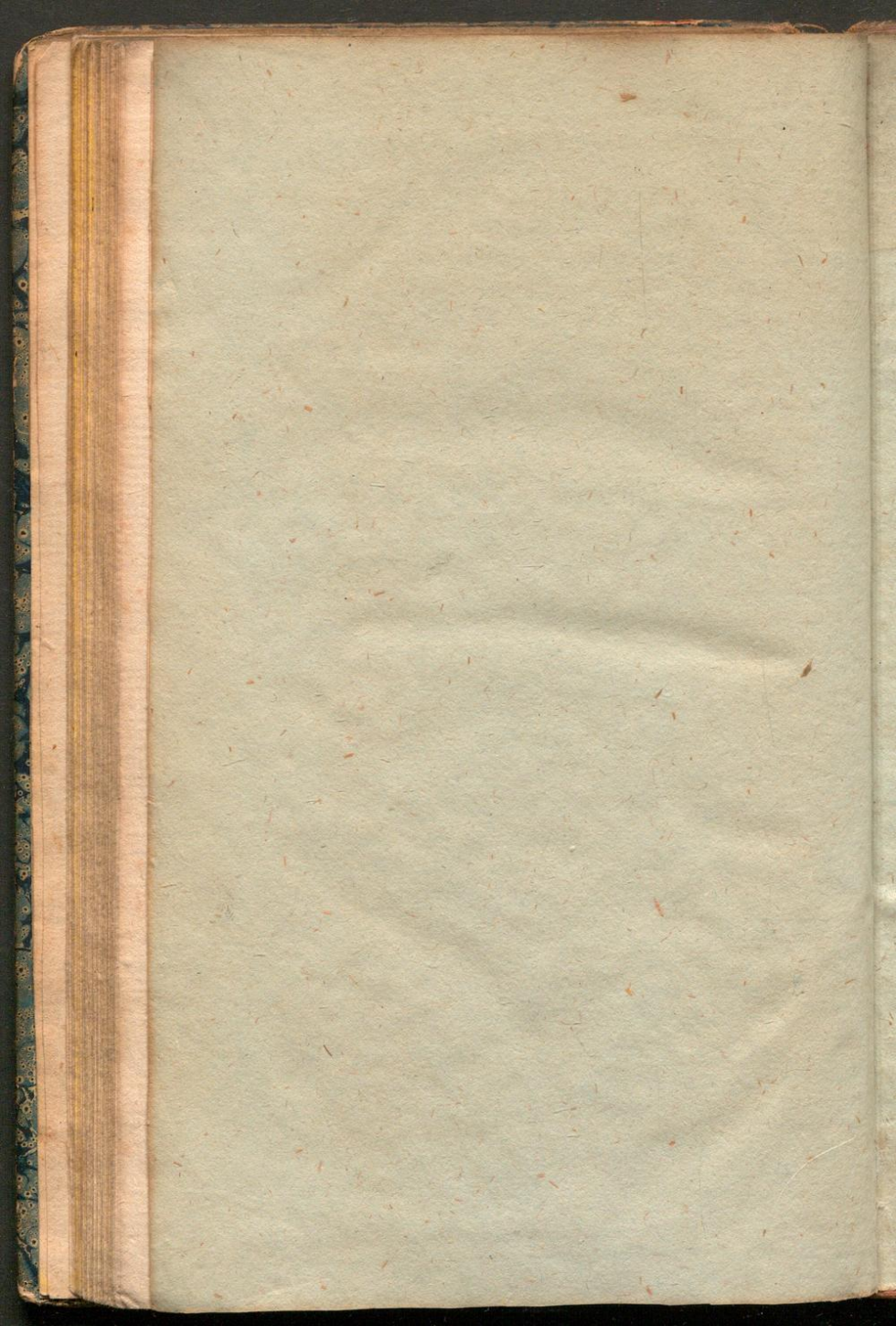
Die Schreckensthat geschah am frühen Morgen. Diesen zu genießen, lustwandelte der Sohn des Türken, ein Jüngling von sanftmüthigem Charakter, am blühenden Gestade des Meeres, ohne von dem größtlichen Vorfalle eine Ahnung zu haben. Er kommt zufällig der bluttriefenden Rote entgegen, die Miene macht, auch ihm den Todesstoß zu geben. Da stürzt ein junger Sklave aus der Schar mit gezücktem Dolche auf ihn, faßt ihn kräftig bei der Brust, und reißt ihn mit sich in's Meer. Die Menge gewahrt das Ringen derselben mit der Brandung der Fluth; allein, da Beide in dem Gewoge verschwinden, wähnen sie dieselben ertrunken, und schiffen eilig fort. Doch der Sklave schwimmt mit angestrongter Kraft unter dem Wasser mit seiner Beute an die Küste hin, zieht dieselbe an das buschichte Ufer, und sinkt erschöpft neben dem geretteten Jüngling in's hohe Gras.

Der junge Türke hatte diesen Sklaven, der einst wegen eines geringen Versehens die gräßlichste Mißhandlung erfuhr, und nahe daran war, unter Stockstreichen seinen Geist aufzugeben, den Händen des Zuchtmeisters entrisen und durch mancherlei kleine Geschenke und Milderungen ihm sein trauriges Loos erträglicher zu machen gesucht. Die dankbare Erinnerung an diese Wohlthaten war nie aus der Seele des Sklaven geschwunden, und flammte, besonders

damals in lebhaften Zügen, als die Verschwornen nur blutige Rache lechzten.

Der Türke erkannte die ihm geleistete Rettung. Er schenkte nicht nur dem edelmüthigen Sklaven die Freiheit, sondern überhäufte ihn mit Geschenken, und führte ihn selbst auf seinem Schiffe in den nächsten europäischen Hafen, wo er ihn mit thränenbefeuchtetem Auge verließ, während die übrigen Flüchtlinge, von den Korsaren eingeholt, bald unter fürchterlichen Qualen ihr Leben verloren.





3 April 1845

7

